

Zweites Buch.

Lehr- und Wanderjahre.

1796—1805.

Index

Index of Subjects

1792-1800

1. Studienjahr in Leipzig.

1796.

Die Zeit fast klösterlicher Eingeschlossenheit, in welcher Fries' erste Jahre in den Erziehungsanstalten der Brüdergemeine hingegangen waren, war zu Ende, und es folgte für ihn eine ganz entgegengesetzte Zeit; die Welt, nach welcher er bisher nur wie durch das Gitter des Pädagogiums und Seminariums sehnüchtige und idealisirende Blicke hinausgeworfen hatte, that sich jetzt in großer Mannfaltigkeit vor ihm auf; es folgten für ihn auf seine ersten zweiundzwanzig Lebensjahre jetzt zunächst zehn Jahre ziemlich unsteten Umhergetriebenwerdens noch ohne Amt, aber nicht ohne mancherlei Noth, und sehr reich an vielerlei theils bildenden, theils hinderlichen Zerstreuungen. Und dennoch im wesentlichen ein anderer, als er schon in der Brüdergemeine geworden war, wurde er weder in dieser unruhigen Zeit noch in irgendeiner spätern; ein von Autorität und Nachsprechen an das Forum seines eigenen Einsehens und Gewissens gewiesener Selbstdenker mit dem Bedürfnis, den stetigen Ausbau seiner Gedankenwelt zum Hauptinhalt seines Lebens zu machen, dabei ein durch Mathematik und Naturwissenschaft auf exacte Wissenschaft überall erpichtes und geistreiches Spiel in so ernsten Dingen nicht mehr ertragender Forscher, bereits auch ein Schüler Kant's, welcher in dessen Methode und Leistungen eine Befreiung der Philosophie von solcher Willkür, eine Annäherung derselben an eine Evidenz wie in der Mathematik und darum eine nur der Fortführung bedürftige Grundlegung der Philosophie als einer auch nicht mehr schwankenden Wissenschaft anerkannte, das war Fries schon bei den Herrnherren geworden, und das blieb er lebenslang und in jeder Lage und dafür war all sein späteres Leben nur Fortgang und Entwicklung. Ja, abgefallen von dem

Glauben der Brüdergemeine schien er zwar, und war es auch von ihren Lehrsätzen und in seinem Fürwahrhalten; und dennoch, der Glaube, dessen herrnhutischer Ausdruck nicht mehr der seinige war, ist nicht als Selbstzweck, sondern als Heilmittel in die Welt gekommen, nicht zur Befreiung der Erkenntniß von Irrthum, sondern zur Befreiung der Herzen von Selbstsucht; und die Uebung in der Einkehr in sich selbst, die Innigkeit und Tiefe seines Gemüthslebens, die Abwendung von Unlauterkeit und Gemeinheit, das Bedürfniß nach idealer Erhebung und nach einer zu ihrer Bethätigung verbundenen Gemeinschaft und Freundschaft, die Art, wie sich in diesem Trachten nach dem Reiche Gottes das Wort an ihm erfüllte, nach welchem man ihm die Taufnamen gegeben, daß er Frieden hatte, wie Fries dies alles seinem Leben in der Brüdergemeine verdankte, so verdankte er es auch, wie diese, einem Größern als sie, und so ließ es ihn um so viel, als er es hatte und behielt, auch jederzeit einen Christen bleiben, wie er auch niemals die Anhänglichkeit an die Brüdergemeine und die Geistesverwandtschaft mit ihr verloren hat.

Zunächst folgte ein Jahr, wo er seinen Freunden, den Brüdern von Jezschwitz, nachgezogen in Leipzig zubrachte. Bei seinem Entschluß, hier die Rechte studiren zu wollen, war der Austritt aus der Gemeine und aus der Vorbereitung zu ihrem Dienst, und der Uebergang auf eine deutsche Universität und zur Erwerbung anderer Fähigkeiten, als in der Gemeine gefordert wurden, die Hauptsache, und auf die Rechte war es wol nicht so sehr abgesehen; der Name dieses Studiums sollte eigentlich mehr nur einen Gegensatz zum theologischen und den Beginn einer weltlichen Laufbahn ausdrücken. Er sagt selbst: „Mit dem Studium der Rechte im herrnhutischen Verbande war es mir niemals Ernst. Meine ganz abweichenden Religionsansichten, der Widerwille gegen das ehelose Leben in den Brüderhäusern und die Misbilligung der Verloosung der Frauen trennte mich geistig von dieser Gesellschaft. So wäre mir das Leichteste gewesen, nur die theologischen Studien zu beendigen und dann eine Predigerstelle in der Lausitz zu suchen. Ich traf meinen Freund Karl von Jezschwitz in Leipzig wieder, die Verbindung mit seiner und einigen andern adeligen Familien in der Lausitz schienen diesen Plan zu begünstigen. Aber das ganze orthodoxe theologische Wesen war mir zuwider, und so wandte ich mich zum Studium der Rechte.“

Seine Ankunft in Leipzig beschreibt ein erster Brief an Christlieb Reichel, und hinter Riesky wird es ihm wirklich anfangs „ein klein Paris“. „Den 18. Oct. (1795) abends kamen wir hier an; sowie ich

aus dem Wagen auf der Beßschwitz Stube gewesen war, mußte ich gleich in die Komödie, es wurde ein ärmliches Schauspiel sehr gut gespielt. Um 9 Uhr ging Karl noch eilend mit mir in mein Logis, das Gesteige oder vielmehr Gekrieche auf den engen krummen Treppen kam mir schrecklich vor; aber so lästig auch der Weg zu meiner Stube war, so niedlich fand ich diese doch wegen einer herrlichen Aussicht auf die Promenade, den Schneckenberg, das Grimmaische Thor, darüber hin artige Gebäude der Vorstadt und links eine Aussicht ins Land auf niedliche Dörfer; ich kann sagen, aus meinen Fenstern ist die schönste Aussicht um ganz Leipzig"; er bezeichnet seine Wohnung „im schwarzen Brette hinten über der Schenke zwei Treppen hoch". Die Vorlesungen, welche er annahm, waren über Institutionen bei einem M. Valer. Fr. Reichel, römische Rechtsgeschichte bei einem andern Privatdocenten Ferd. Gotth. Fleck und Naturrecht bei dem Professor der Philosophie R. G. Heydenreich; außerdem „Moralphilosophie, zweimal die Woche bei Platner, der interessant aussieht, wirklich unendliche Kunst im Vortrage hat und alles erstaunlich deutlich vorträgt. Aber sein Grundsatz ist: die Kraft der menschlichen Abstraction ist unendlich willkürlich; darum sagt er, das Gute, i nun, das ist eben das Gute, das will nicht viel sagen, aber das Mittel zum Guten, Vollkommenheit, o wie groß, wie viel." „Von Heydenreich", sagt er anderswo, „ließ ich mir allerlei Naturrechtliches über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vorschwadroniren"; er „hat einen ganz guten Vortrag, nur lange nicht wie Platner, und sein Philosophiren scheint mir ziemlich regellos und unbestimmt; aber doch ist er rein kritisch gesinnt, und besonders gegen Fichte, daher glaube ich in schriftstellerischen Angelegenheiten vielleicht seine Bekanntschaft nützlich zu finden". „Die Institutionen", wie er später sagt, „studirte er sehr fleißig, leidlich die Rechtsgeschichte." Weihnachten reiste er mit beiden Beßschwitz nach Barby zu Christlieb Reichel, welcher dort am Pädagogium angestellt war, und mit ihm und andern aus der Gemeinde nach Magdeburg, wo sie auch im Theater waren. Im Januar 1796 schreibt er ihm: „ich arbeite eifrig an meiner Propädeutik der allgemeinen Seelenlehre und so ist meine Geschäftigkeit doch wenigstens selbstgedacht und philosophisch. Platner gab uns neulich eine herrliche Stunde über die Dummheit und Ideenlosigkeit der höhern Stände, wobei Kapellmeister Reichardt und der bekannte Jöllner Zuhörer waren." Und im März: „meine Propädeutik rückt so langsam immer weiter fort, zu meinem Schrecken sehe ich aber, wie der philosophischen Bücher mir vor der Nase immer mehrere werden und besonders der Fichtesirenden." Fichte

beschäftigt ihn auch sonst viel: „Mit Fichte's Sachen fange ich an mich bekannt zu machen, eine entsetzliche Arbeit! Der dritte Theil aller seiner Bücher sind die Worte Ich, Nichtich, setzen, entgegensetzen, lauter entsetzlich unbestimmte Ausdrücke, doch mit unendlichem Scharfsinn zu einer ganzen Philosophie zusammengedreht. Schwer genug wird's sein gegen ihn zu treten wegen der schiefen Ansicht, die er von allem hat; immer schwankt er an der Grenze des Unsinn's, wenn er nur nicht oft hinübersinkt. Er sagt selbst, andere Philosophien streiten mit gemeinem Menschenverstande, seine theoretische sei der gerade Widerspruch desselben, aber die praktische versöhne beide wieder. Der Gang ist folgender: man setzt so lange entgegen, bis ein unauflöslicher Widerspruch sich zeigt; dieser wird in der praktischen Philosophie so entschieden: das eine ist, das andere soll sein, kann aber nicht sein. Das unleidlichste ist mir der Satz: wer nicht «Geist» (eine gewisse schaffende Einbildungskraft) hat zum Philosophiren, der kann freilich seine Wissenschaftslehre nicht verstehen; dem Buchstaben ist sie Widerspruch, dem Geiste aber sehr faßlich.“ „Aber wie die Leute auch sind! Fichte's philosophische Sachen werden in allen Recensionen fast wunder wie erhoben, aber seine schöner geschriebenen Bücher, wie die Bestimmung des Gelehrten und über die Französische Revolution (deren Wohl die allwaltende Güte fördern wolle) die werden getadelt und geschimpft, bloß weil sie nicht über den gewöhnlichen Leisten geschlagen sind.“ Desto enger schließt Fries sich auch aus der Ferne dem herrnhutischen Freunde an, gegen den er sich niemals überschwänglich ergießt, mit dem er aber auch niemals zerfallen ist: „Solange man nur mit einem Kreise von Freunden noch gemeinschaftliches Interesse theilt, wo man durch jenes behagliche «Wir», worauf man stolz ist, sich im Drang der Dinge doch nie allein gelassen sieht, können wir uns gewiß in jeder Lage aufrecht erhalten.“ So geht, „sehr eingezogen“, wie er selbst sagt, sein erstes Halbjahr in Leipzig hin.

Im zweiten, im Sommer 1796, scheint er das Studium der Rechte nun schon völlig aufgegeben und anfangs außer seinem philosophischen Privatleiß dafür nicht Ersatz genug durch andere Studien erhalten zu haben. Er schreibt im Mai an Reichel: „Meine Pläne haben sich dahin verändert, daß ich dies halbe Jahr meinen juristischen Cursus meist unterbreche, indem ich Italienisch, Französisch und Englisch lernen will, um dann wo möglich in der Schweiz eine Hofmeisterstelle zu erhalten, wodurch ich Zeit gewinne, um als Schriftsteller —.“ Aber vielleicht wurde daraus nicht viel; erst von dieser Zeit wird die Aeußerung in einem spätern Briefe aus Leipzig gelten, wo er „herumgelaufen

und bald hier, bald da an manche Kindereien und viele Thorheiten vergangener Zeit zurückerinnert ist: bei Gott, nirgends habe ich so viel Dummes gemacht als seiner Zeit in Leipzig“. „Meine Lebensweise“, sagte er später anderswo, „hatte sich wesentlich geändert. In den Osterferien kam Karl von Rennenkampf, ein Livländer und mein Freund von Riesky her, jetzt aus Jena zu mir. Wir verlebten die Ferien in Dresden und der Umgegend, vorzüglich in Gesellschaft mit zwei Bernern von Mai und von Ott; dadurch kam ich in ein bewegteres Leben, unsere Gesellschaft in Leipzig war bunter geworden; drei Brüder von Zeßschwitz, Rennenkampf, Adolf von Heynitz und mehrere Edelleute (er nennt noch Grafen Lynar und Lippe und Kleist) suchten das Vergnügen meist gemeinschaftlich, Schauspiel, Kaffeehaus und Keller, Reiten und Tanzen erhielten für mich Bedeutung und brachten mich um mein gutes Geld. Indessen wundere ich mich, daß ich daneben doch noch so viel zu Stande brachte.“ Ostern waren sie in Dresden, dann wieder in Leipzig, „da waren die Schauspieler, viel habe ich bei ihnen genossen, manches Stück von Iffland und Kogebue, Lessing's Emilie Galotti, und was ich auch nennen muß Ariadne auf Naxos, habe ich gesehen; die Messe durch gingen wir in Komödie, Gärten, tables d'hôte; mir war das heilsamer als meinem Geldbeutel, gut daß wir ein Ende machten.“ Bald zeigt sich auch noch eine schlimme Folge dieses zu langen far niente: nach allem Uebermaß des Freundschaftscultus zerfällt er mit Karl von Zeßschwitz. „Wir sind ganz getrennt“, klagt er noch heftig aufgeregt gegen Reichel im August 1796, „ein geringer Vorfall entschied, was genug vorbereitet war; ja, man kann mit gutgemeinter Thorheit viel verderben; zu sehr an Karl gehängt, habe ich schon den Winter nicht viel Ernst mit Joseph getheilt. Mein Ernst wäre für die, mit denen ich lebe, zu idealisch oder zu philosophisch oder zu sehr Ernst. Deswegen mag ich manchen nicht gefallen, denn niemand versteht mich. Ich arbeite immer weiter an meiner Theorie; vielleicht daß ich bald ein Ende erreiche; sonst zahlreiche Gesellschaften; ich tanze, gute Schauspiele, neulich große Illumination in Rose's Garten u. s. f. Sonst stehe ich mich mit Heynitz noch besonders gut; so sehe ich wol noch Blumen blühen, aber lauter hängende mit geschlossenen Kelchen. Es thut nicht gut, daß ich unter den Geliebten um mich her so allein stehe. Aber wer hofft nicht Besserung! Nur wehe dem Schlendrian, und daß er mit Sommerhize zusammen nicht erschläft.“

So will er denn lieber fort von Leipzig. Schon im Mai schreibt er Reichel einmal, „weil wegen des Examins und der vielen Magister

Leipzig unvorthellhaft ist, so habe ich ein Auge auf Jena geworfen“. Und nun nach dem entstandenen Zwiespalt: „Fade, platt für andere, oft sogar leer in mir selbst hat mich diese Trennung gemacht. Nun aber habe ich mich so ziemlich erholt, athme wieder frei. Aber niemand sucht mich hier, niemand wird mich hier vermissen; ich ziehe deshalb das wohlfeilere Jena vor, wo der Ton weit ernsthafter und besser für mich ist; auch hoffe ich, die Trennung von allen Bekannten soll mir eine alberne Blödigkeit, welche ich sonst nicht los werde, abschütteln helfen. Kennenkampf rieth mir und ich bin entschlossen, den Winter nach Jena zu gehen, wenn meine Mutter es zuläßt.“ Auch Fichte, welcher erst kurz vorher um Ostern 1794 an Reinhold's Stelle nach Jena berufen war, treibt ihn dahin; er hat sich vorgenommen ihn zu hören.

Auch war er sich bestimmt genug des stetigen Fortgangs seiner Arbeit und seiner Errungenschaften darin bewußt. In den Aufzeichnungen aus der letzten Zeit spricht er sich so aus: „Als ich von Riesky abging, hatte ich meine philosophische Aufgabe schon ziemlich fest genommen, aber niedergeschrieben hatte ich noch nichts als einen kleinen Aufsatz über den Trieb nach Vollkommenheit und ein einziges Quartblatt mit Andeutung der Theorie des Bewußtseins überhaupt. Die erste Verbesserung des Kantischen Systems, die mir ganz klar wurde, betraf nämlich seine in der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft gegebene Theorie der Triebe. Er setzt zwischen den sinnlichen Trieb des Genusses und den sittlichen nur einen Trieb der vergleichenden Selbstliebe, welcher also kein vom sinnlichen Triebe verschiedenes eigenes Princip hätte, sondern nur durch die Reflexion bestimmt würde. Dagegen erkannte ich in aller Lust am Wahren und Schönen, in allem Wohlgefallen an Gesundheit und Schönheit der Seele eine eigenthümliche sowol von der sinnlichen als sittlichen verschiedene Werthschätzung eines in sich Guten, welches ich später der reinen Liebe zuschrieb. Durch diese Aenderung ist vorzüglich meine Ausführung der Ethik abweichend von der Kantischen geworden. Aber die Theorie des Bewußtseins überhaupt steht im Mittelpunkt aller meiner Bestrebungen, sie ist der schwerste Theil der Kritik der Vernunft.

„Für dieses letzte fing ich meine Arbeiten, seit ich in Leipzig war, sehr regelmäßig an. Ich hatte zuerst nachzuweisen: 1) die Kritik der Vernunft ist die Propädeutik der Philosophie und als solche ein Theil der empirischen Psychologie; hiermit kam ich auf Kant's größten Fehler, der ein Erbfehler seiner Schule geblieben ist, nämlich auf den, den ich später das Vorurtheil des Transscendentalen genannt

habe. 2) Dieser Theil der empirischen Psychologie ist die allgemeine Psychologie (philosophische Anthropologie); es muß also hier zuerst eine Propädeutik der allgemeinen Psychologie ausgearbeitet werden, in welcher ihr Verhältniß sowol zur rationalen, als zur empirischen Psychologie genau bestimmt wird. 3) Ist dieses vorläufig erhalten, so ist dann die allgemeine empirische Psychologie oder anthropologische Kritik der Vernunft auszuführen. Die Abhandlungen für das erste und zweite arbeitete ich in Leipzig aus; mit geringen Zusätzen, die ich im folgenden Jahre in Jena beifügte, sind sie in den dritten Band von C. Chr. Erhard Schmid's psychologischem Magazin aufgenommen. *) Nach Beendigung hiervon machte ich mich an die allgemeine Psychologie oder Kritik der Vernunft selbst; mit großem Vergnügen führte ich meine Untersuchungen vorwärts; noch in Leipzig führte ich alle Untersuchungen des ersten Bandes meiner Kritik aus, nur die Theorie des Wahrheitsgefühls am Ende ausgenommen. Ich gewann die Theorie der Empfindungen des innern Sinnes, der reproductiven Einbildungskraft, der reinen Anschauung und der productiven Einbildungskraft (nach der Kritik der reinen Vernunft in der pragmatistischen Anthropologie) und besonders die Theorie, wie wir willkürlich vorstellen, nebst der Unterscheidung der unmittelbaren Selbstthätigkeit (Vernunft) von der willkürlichen Reflexion (Verstand), von transscendentalem und logischem Denken. Die letzte Untersuchung brachte mir das neue Licht. Ich erkannte durch den Unterschied der unmittelbaren Spontaneität der Erkenntniß von der der Selbsterkenntniß oder dem Bewußtsein gehörenden Willkürlichkeit des Denkens die Gründe der Unterschiede von Reflexion und Vernunft, analytischer und synthetischer Einheit, und die ganze Untersuchung zerfiel mir weiter in die Lehre von der Form des logischen Gedankenlaufs und in die Lehre vom Gehalt des logischen Gedankenlaufs oder von der Erkenntniß a priori. Das letztere mußte nun speculativ für die Einheit der erkennenden Vernunft und praktisch für die handelnde Vernunft und ihre Erkenntnisse a priori ausgeführt werden; dies forderte den zweiten und dritten Theil meiner Kritik."

Fries' Mutter, von deren Entscheidung er seinen Abgang von Leipzig abhängig gemacht hatte, war freilich nicht ohne Besorgniß dabei. Sie schrieb ihm (es ist der einzige von ihr erhaltene Brief) am 23. Sept. 1796 aus Herrnhut: „Du hast nun ein Jahr lang

*) In diesem 1798 erschienenen Bande sind die fünf Abhandlungen von S. 156 — 402 von Fries.

versucht, wie Du und der Gang der Welt sich zusammen schiden, nach meiner Einsicht wird die Herrlichkeit nicht groß werden, die Du in derselben finden wirst.“ „Wegen Deines Gehens nach Jena hab ich in sofern nichts dagegen, wenn Du Dich aus aller ungefütteten und schlechten Gesellschaft der Studenten heraus halten kannst und Deine Zeit zum Studiren fleißig und zweckmäßig anwendest, so kannst Du mit meinem Segen dahin gehen, um auch da Dein Heil zu versuchen. Mein lieber Sohn, ach suche doch wieder mit Gott Deinem Heiland in Bekanntschaft zu kommen, der wird Dich lehren und unterweisen, was Dir auf Deinem Wege durch diese Zeit gut und nützlich ist. Lauf Ihm nicht aus dem Wege, sondern suche Ihn, er wird sich gewiß liebreich von Dir finden lassen. O wie glücklich ist der Mensch, dessen der Herr seine Zuversicht ist, der sich nur von ihm regieren und führen läßt. O versäume doch ja nicht die Gnadenzeit, laß Dich von dem Geiste Gottes regieren und höre auf, Deinem eigenen Geiste zu folgen, der führet Dich irre. Du wirst nirgends Deine wahre Glückseligkeit finden, als unter Jesu Kreuze, da Du Deinen Gott als Deinen Bersöhner finden wirst, ach laß Dir das nicht eine Thorheit sein, sondern ein Wort zu Deinem ewigen Leben, komm zum Genuß des Friedens Jesu, den er uns durch Leiden und Sterben erworben hat, so bist Du glücklich in Zeit und Ewigkeit.“

2. Erster Aufenthalt in Jena.

1797.

„Die Universität Jena stand auf dem Gipfel ihres Flors; das Zusammenwirken von talentvollen Menschen und glücklichen Umständen wäre der treuesten lebhaftesten Schilderung werth. Fichte gab eine neue Darstellung der Wissenschaftslehre; Woltmann hatte sich interessant gemacht und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen; die Gebrüder von Humboldt waren gegenwärtig und alles der Natur Angehörige kam philosophisch und wissenschaftlich zur Sprache.“ Mit diesen Worten beschreibt der Mann, welcher selbst *pars magna* oder *maxima* dieses Flors war, Goethe, den Zustand Jenas gerade zu diesem Jahre 1797. *)

*) Tag- und Jahreshefte als Ergänzung sonstiger Bekenntnisse, 1749—1806. Werke (Ausgabe von 1830), XXXI, 72.

Er und Schiller hatten soeben die „Xenien“ ausgehen lassen; er selbst vollendete damals „Hermann und Dorothea“, Schiller den „Wallenstein“ und die „Glocke“, Goethe achtundvierzig-, Schiller achtunddreißigjährig. In allen Facultäten waren hervorragende Männer; in der theologischen Griesbach, Johann W. Schmid und Paulus, welcher letztere an Döderlein's Stelle aus der philosophischen Facultät soeben erst in die theologische aufgerückt war; Juristen waren Hufeland und Schnaubert; Mediciner Loder und Gruner; zur philosophischen Facultät gehörten Schiller, Fichte, Schüz, Ulrich, Göttling, Woltmann, Ilgen, Erhard Schmid, Tennemann u. a. *) Doch kaum mit einem von diesen allen kam Fries in Verkehr; aber auch das Studentenleben, obgleich sehr erregt durch die Menge der aus vielen Ländern zuströmenden Fremden — Schweizer, Dänen, Polen, Ungarn, Franzosen waren nicht selten, ebenso Vorlesungen, z. B. theologische, von mehr als 100 Zuhörern — konnte ihn doch nur theilweise anziehen. „Ich fand“, schreibt er, „durch Rennekampf unter den Studenten bald viele Bekannte und kam in ein belebteres geselliges Treiben; meine Bekannte waren meist Südländer, welche einen Anhang zum Orden der Unitisten bildeten“; er rühmt besonders Ludwig von Brangel aus Reval und Agathon Schmidt aus Pirnau. „Die gesellige Abendunterhaltung der großen Gesellschaft an öffentlichen Orten, schmieriges Biertrinken, Renommiren und für Gesang gegebenes Geschrei war mir zum Ekel, aber im kleineren Kreise befand ich mich sehr wohl. Hier fand ich lebhaft angeregte wissenschaftliche Interessen: Naturrecht, Brownianismus, antiphlogistische Chemie und besonders Aesthetik, angeregt durch Goethe, Schiller, Tieck, interessirten allgemein; dies gab meinem Urtheil nach und nach mehr Freiheit.“ Doch nur aus der Ferne erfreut er sich der Männer selbst; er schreibt einmal (23. Mai 1797) an Karl von Bezschwitz, mit welchem er nach der Trennung von Leipzig wieder versöhnt ist: „Gestern ließ sich hier der blinde Flötenspieler Dillon von Petersburg hören: in dem Concerte gefiel es mir, das erste mal so viele berühmte Männer, Goethe, Humboldt, Fichte, Schneider, Schüz und Schlegel in einer Reihe beisammen sitzen zu sehen.“ Aber was er sich vorgenommen hatte, Fichte zu hören, scheint er nur kurze Zeit ausgeführt zu haben. „Mit Fichte“, schreibt er, „war ich zwar eigentlich in wenigen Stunden fertig, indem ich sein unmethodisches Raisonnement, die Vermengung bald analytischer, bald synthetischer

*) R. A. von Reichlin-Melbegg, Paulus und seine Zeit, I, 176 fg. J. H. Fichte, Leben J. G. Fichte's (2. Aufl.), S. 197 fg., 223 fg.

Betrachtungen, dazu die Verwirrung der Abstraction und die Willkürlichkeit leerer Sprachformeln bemerkte. Indessen hörte ich ihm ruhig zu und schrieb zu Hause die polemischen Bemerkungen, welche später den größten Theil meiner Streitschrift: Reinhold, Fichte und Schelling, ausmachten. Durch diese Opposition wurde ich auch Erhard Schmid etwas befreundet und lernte Tennemann kennen, soweit es meine Unbeholfenheit zuließ.“ Ueber Schmid, in dessen Streit mit Fichte es damals passte, mit Fries' ersten Abhandlungen fast einen Band seines psychologischen Magazins zu füllen, schreibt Fries an Reichel: „Schmid's Philosophie besteht fast in lauter Eintheilungen, seine Schriften sind daher fatal zu lesen, aber seine Grundsätze sind natürlich und der Mann ziemlich anspruchlos.“

„Enger vertraut aber“, sagt er, „wurde ich mit dem Dr. Alexander Nikolaus Scherer, damals einem jugendlichen Verfechter der anti-phlogistischen Chemie, mit dem ich täglich umging und bei dem ich Chemie hörte und studirte.“ Es ist derselbe, auf welchen auch Karl August und Goethe damals viel Werth legten. *) „Hier habe ich in wissenschaftlichen Dingen gegen die freundliche Anerbietung des Schicksals den größten Fehler der Vernachlässigung begangen. In seinem Conversatorium machte mich Scherer auf Richter und dessen Stöchiometrie aufmerksam und forderte mich zu einer Kritik derselben auf; er konnte ihn nicht leiden, weil er ein Phlogistiker blieb, einen sehr schlechten Styl schrieb und viele unnöthige mathematische Weitläufigkeiten machte. Ich theilte diesen Widerwillen gegen seinen Styl und die unbeholfene Buchstabenrechnung; aber sobald ich die Sache näher ansah, fiel mir das große Gesetz ins Auge: neutrale Verbindungen geben durch Wahlverwandtschaften immer wieder neutrale Verbindungen. Ich sagte Scherer sogleich: hier ist das erste feste mathematische Gesetz für die Chemie gefunden. Scherer aber wollte diese Wichtigkeit nicht zugeben, und so galt auch mir die glänzende Entdeckung lange nicht genug. Ich blieb zwar, indem ich bald nachher in der Schweiz die langweiligen, aber leichten Rechnungen ausführte, der erste, der diese stöchiometrischen Reihen aus Richter's Maßen von Beobachtungen nachwies; allein anstatt dem großen Gedanken mit dem Versuch zu folgen, blieb ich bei fruchtlosen dynamischen Speculationen, weil die eigene Kraft meines Geistes ganz in meine philosophischen Untersuchungen gebunden blieb. Wäre ich damals in Jena mit Götting

*) Briefwechsel Karl August's mit Goethe, I, 208—221. Goethe, Jahreshefte. Werke, XXXI, 73.

bekannt geworden, so würde meine Kritik der Richter'schen Stöchiometrie mir wissenschaftlich bedeutend geholfen haben. Daran wurde ich auch noch verhindert durch mein ungünstiges Verhältniß zur mathematischen Naturphilosophie. Nämlich ungeachtet der Warnungen, welche Kant in der Vorrede zu seinen metaphysischen Anfangsgründen der Naturphilosophie gibt, hatte ich immer die Hoffnung, die mathematisch-naturphilosophischen Lehren seiner Dynamik noch viel weiter, namentlich auch auf die chemischen Kräfte anwenden zu können. Damit mühte ich mich lang und viel, stets mit wenigem Erfolg, und so setzte ich in meiner Kritik der Stöchiometrie der unbeholfenen Theorie Richter's ebenso unbeholfene Versuche an die Seite. Zu derselben Zeit erschienen Schelling's Ideen zur Philosophie der Natur; diese Schrift ließ mich das Talent und die gewandte Darstellung ihres Verfassers sehr anerkennen, wiewol sie durch ihre phantastische Auffassung und die Vernachlässigung der Mathematik wissenschaftlich für mich keine Bedeutung gewinnen konnte. Ich sagte mir und meinen Freunden sogleich, Schelling ist mir zuvorgekommen und sein Talent wird mir einen schweren Stand bereiten. Ja, aus einer gewissen Zuneigung zu diesem seinen Versuch habe ich mich später verleiten lassen, Ansichten der mathematischen Naturphilosophie seinen phantastischen Vergleichen mehr anzunähern, als gut war. Schelling selbst wurde sich übrigens in der Fortbildung der Lehre ganz untreu, indem sich seine Ausführungen in leeren Formelkram der speculativen Physik und in willkürliche mystische Träume theilten."

Die längere äußere Trennung von seiner Heimat, der Brüdergemeine, ließ Fries für jetzt auch innerlich noch weiter von ihr abkommen; harte Urtheile über das, was hier für das höchste galt, sind in seine Briefe an Reichel aufgenommen, in welche sich aber auch bisweilen mehr Anerkennung schwacher Seiten an seinen Idealen, seinem „Jacobitismus“ einmischt. Er schreibt ihm von Jena im Februar 1797: „Liebelnde, aber nicht in aller Hinsicht liebenswürdige Schwärmerei scheint sich immer mehr zu verchristlichen. Wir haben sonst manchmal von einer moralischen Cultur des Herzens gesprochen, die wahrlich auf die feinste Weise glücklich macht, und wenn sie auf das Handeln einfließt, so viel mehr zur schönen Seele bildet, als ihre Quelle Natur und Liebe und je weniger sie Christenthum ist; man sehe Goethe's und Jacobi's Romane, Voss' Luise, Agnes von Lilien in den Hören. Aber zwei Nebel bringt es mit sich, danach zu sehr zu streben. Einmal Zurückziehung von der gemeinen Gesellschaft der Menschen, wie sie jetzt sind, eine bloße Schätzung des Gefühls mit

Vernachlässigung der Handlung; schöne Gefinnungen, die am Ende doch nur fromme Wünsche bleiben. Und zweitens, was das Schlimmste ist, ein gewisses verächtliches Herabsehen des Thoren auf andere Menschen, die am Ende doch nur lieber Braten essen, wo wir das Obst vorziehen. Es ist schwer, in dieser Art der Bildung glücklich zu sein, weil man der Beispiele im gemeinen Leben gar keine findet, und Originalität hierin äußerst schwierig ist, weil sie Freiheit des Geistes und doch sehr lebhaftes, noch dazu uninteressirtes und nicht nur idealisirendes Gefühl fordert.“ Noch in anderer Weise scheinen ihm in der Brüdergemeine „alle jene berühmten Gefühle, die zuletzt auf einen feinen Sinnenfingel zurückkommen“, zu wichtig genommen zu werden. „Alle moralische Besserung eines Menschen ist nur moralische Cultur. Jene Gefühle können darauf Einfluß haben. Daß sie ihn ebenso oft nicht haben, lehrt die Erfahrung, indessen sie können ihn haben. Meist wol unabhängig von dem Christlichen darin. Sie sind sehr anziehend, indem sie eine sehr feine Lust gewähren, hängen aber doch mit moralischen Ideen zusammen und werden durch diese veranlaßt, sie müssen also auch eine bessere Handlungsweise interessant machen und können so auf Handlung wirken. Sie sind aber keineswegs einzig mögliches Mittel; es ist sträflicher Eigennutz, ihnen die Wahrheit aufzuopfern.“ Anders beurtheilt er ihre Erfolge bei den Heidenbekehrungen. „Die Missionare machen oft weit bessere Menschen aus ihren Heiden, als sie selbst sind. Auf einfältige Menschen, deren ursprüngliches Gefühl noch nicht abgestumpft ist, indem es noch gar nicht vorher erweckt war, muß es schnell und auffallend wirken, wenn man ihnen richtigere Ideen von Moral deutlich vorzustellen weiß und noch dazu auf eine anspruchlose nicht strafende Weise, wie es bei herrnhutischen Missionaren meist der Fall ist. Ferner die Bekanntmachung mit einer Art, das Leben sich freudig zu machen, welche von äußern Umständen ganz unabhängig ist, muß vorzüglich bei der schrecklichen Lage der Sklaven Beifall finden. Endlich heißt auch vieles Besserung, was nur Aenderung ist. Die Genugthuung und Versöhnung wirkt gewiß immer nur sehr mittelbar oder um die Flammen der Hölle wieder auszulöschen, die man selbst erst angesteckt hatte. Daß man diese, die Genugthuung und Versöhnung für das Wirksamste hält, scheint mir bloße Täuschung zu sein, indem sie nur Behübel ist.“ Zu den von Reichel gehaltenen ersten Predigten, welche dieser ihm nach Jena geschickt hatte, bemerkt Fries: „Ich setze sich entgegen nicht handeln und bloß reden, oder handeln und leeren Glauben, sondern handeln und fühlen. Man spricht von dem beglückenden religiösen Gefühle, der Nähe Jesu, dem Umgang

mit dem Heiland, wie ihr das nennt, und kommt dann darauf; aber das heißt noch nicht nach dem Sinn Jesu leben, sondern da kommt alles auf Leben und Handlung an, das Gefühl darf nur als Belohnung dafür angesehen werden.“ Und ein anderes mal: „Du nennst das Sichaccommodiren eine gefährliche Sache und mit Recht; man fängt an in lauter Bildern zu sprechen, und wird nur allzu bald selbst das Bild für die Sache nehmen, wenn man, wie es Dein Fall ist, nicht Zeit hat, sich für sich viel mit der Wahrheit selbst ohne Bild zu beschäftigen. Aber Du mußt es auf die Gefahr hin wagen, oder Dich aus Deinen Verhältnissen reißen; davon aber rathe ich Dir ganz ab, und Du wirst ohnehin nicht daran denken.“

Doch im Sommer 1797 fühlte Fries sich auch in Jena wieder unbefriedigt und freilich auch durch seine äußern Verhältnisse genöthigt auf eine Veränderung zu denken. Er schreibt im August an Reichel: „Ich ging deswegen hauptsächlich von Leipzig weg, weil ich dort zu viel Zeit verdarb; ich kam nach Jena und war arbeitsamer. Aber nun sehe ich, daß viel Solidität dazu gehört und mehr als ich besitze, um bei einiger Bekanntschaft, die man hat, den Sommer auf einer Universität nicht grobentheils zu verlieren, wenn man nicht viel Collegia hört. Ich habe wieder einen Sommer genossen in einer herrlichen Gegend, ich bin spazieren gegangen, bin auf dem Lande dem Ausgang der Sonne zugekommen, habe tanzen gesehen und gespielt und bade in der Saale, aber ich arbeite viel zu wenig. Das ist nicht bloßer Leichtsin, sondern grobentheils auch körperliche Schwäche, wiewol keine bestimmte Krankheit; ich kann bei beträchtlicher Wärme mich nur schwer zu anhaltender, doch so willkürlicher Arbeit zwingen.“ Er wünscht sich deshalb eine Stelle, „wobei er bestimmte Arbeit bekommt und doch einige Freiheit behält“. Dann in den spätern Aufzeichnungen sagt er: „Als das Jahr um war, war ich bei schlechter Wirthschaft mit dem Gelde fertig, von dem ich gut hätte drei bis vier Jahre leben können. Dabei war ich viel zu ungeschickt, um mir im Universitätsleben eine Stelle verschaffen zu können, es blieb mir also nichts übrig, als eine Hauslehrerstelle zu suchen, und dabei hatte ich einen lebhaften Wunsch in der Schweiz zu leben. Ich hatte diesen Wunsch den Schweizern, mit welchen ich in Dresden zusammentraf, lebhaft ausgesprochen, und nun erhielt v. Mai von einem Onkel eine Anfrage nach einem Lehrer für ein ihm befreundetes Kaufmannshaus in Zofingen. Er bot mir die Stelle an, und ich griff höchst unbesonnen zu, indem ich für den mir ganz neuen Wirkungskreis hinlänglich vorbereitet zu sein meinte, durch die Anschaffung von Niemeyer's Pädagogik.“

Zwei Lehr- und Wanderjahre waren vorüber; man sieht, sie hatten den von der Brüdergemeine Abgefallenen noch nicht wieder zu einer neuen Heimat geführt, aber die tragbare, in welcher er sich auch dort schon am meisten hatte eingewöhnen müssen, das Asyl seiner eigenen Gedankenwelt und das Bedürfnis in ihrem Ausbau zu wachsen, hatten ihm auch die Zerstreuungen nicht zu verstören vermocht, in welchen er von der ersehnten Weltkenntnis noch nicht viel Erhebliches gefunden hatte, und welche ihm darum statt der erwarteten Befriedigung bereits Verstimmung und sehnüchtige Rückblicke in die Gemeine abnötigten.

3. Aufenthalt in der Schweiz.

1798—99.

Drei weitere Wanderjahre, und das war Fries' 24. bis 27. Lebensjahr, rissen ihn noch mehr als die beiden ersten aus allen bisherigen Umgebungen und Ueberlieferungen, und dennoch unterbrachen auch sie sein stetiges Fortarbeiten für die einmal erkannten Aufgaben, seine nur ihnen gewidmete Beschaulichkeit nicht. Noch 30 Jahre nachher schrieb er einmal an einen seiner Schüler: „Für mich war es ein Glück, zu meinem unwissenschaftlichen Zosingen verschlagen zu werden und nicht sogleich bei der Universität geblieben zu sein“, und dabei wird er besonders an die Gefahr, bei noch unreifer Vorbereitung dozieren zu müssen, und an den Gewinn gedacht haben, welcher seine Superiorität als Denker und Nachfolger Kant's überhaupt bedingte, daß seine philosophische Selbsterkenntnis erst „ohne Hast, aber ohne Rast“ ruhig in tausendfach wiederholter Selbstbeobachtung und Selbstzergliederung die Gründlichkeit und Sicherheit und die Emancipation von tumultuarisch lehrhaft gemachter Rhetorik, von unzusammenhängender und noch ringender Geistreichigkeit erhielt, welche sie erst wirklich zur Naturforschung, zu einer gehaltvollen Weiterförderung, einer methodischen Analyse des menschlichen Geistes nach Kant's Vorgange werden ließ.

In jener Zeit geringer Verkehrsmittel und großer Kriegsunruhen erschien ein mehrjähriges Scheiden aus Deutschland beinahe wie ein Abschied aus der Welt, zumal für einen schüchternen herrnhuter Bög-

ling, und so sehen wir auch Fries sehr förmlich und als wäre es für immer von allen, an welche er sich gebunden fühlte, sich verabschieden, bei einigen davon, wie bei seiner Mutter, allerdings auch für immer. Es liegt noch von seiner Hand eine ausführliche Beschreibung der Reise vor, welche ihn vom 22. Aug. bis zum 15. Nov. 1797, also fast ein Vierteljahr hindurch, von Jena in die Schweiz führte; schade daß hier nur einzelne Züge daraus mitgetheilt werden können. Sogleich in Leipzig, wohin er zuerst von Jena abging, „mit einem Mantel gegen die Witterung und einem nagelneuen Ziegenhainer gegen andere Feinde“, sonst aber wol nicht überladen mit Gepäc, mußte er bei seinen Freunden von Jezzschwitz drei Wochen bleiben, weil er krank wurde. Als dies überstanden war, ging es nach Herrnhut. „Einen sonderbaren Eindruck“, schreibt er, „machten die liturgischen Schwesterphysiognomien und Schwesternhauben auf mich, die ich sogleich beim Eintritt wieder erblickte; überhaupt machte mir Herrnhut einen bei weitem mehr unangenehmen als angenehmen Eindruck; nur meine Mutter, Bruder, Schwester und einige Bekannte zogen mich hin.“ „Ich eilte zu meiner Mutter, o mit welcher Wonne schloß ich meine Lieben endlich wieder in meine Arme. Alles fand ich unverändert; die gehoffte Ueberraschung hatte mir die Krankheit in Leipzig vernichtet. Sehr wichtig war es mir, meine Mutter so zufrieden mit meinem Entschlusse zu finden. Soviel ich konnte, war ich nun mit meiner Mutter und Schwester zusammen; abends speiste ich immer mit meiner Schwester allein, und lernte sie so doch etwas mehr kennen und philosophirte mit ihr; sonst lebte ich mit meinem Bruder. Andere Bekannte ging ich soviel ich konnte vorbei, indem mir der Geist dieses Brüderhauses noch ebenso verhaßt wie ehemals war; von den Geistlichen abstrahirte ich gänzlich; nur den Bischof Reichel besuchte ich in Berthelsdorf und wurde sehr herzlich und liebevoll von ihm aufgenommen; mir war sehr wohl bei ihm.“ Nachher, als mehrere nähere Freunde sich einfanden, Kölbinger, Otto von Ungern-Sternberg u. a., wird es ihm so heimisch, daß er schreibt: „Wir lebten wieder ganz in den alten Zeiten des Seminars, wir philosophirten ein wenig, wir schwärmten und lebten ganz in der individuellen Art zu genießen, welche sich dort unter uns ausgebildet hatte, o ich paßte noch gar gut in diesen Ton ein, wiewol ich seine Einseitigkeiten und psychologischen Schwächen jetzt besser kannte.“ Fast zwei Wochen blieb er, verabschiedete sich überall, bald „einsam auf der Spitze des Hutherges, vertieft in Rück Erinnerungen der Tage der Vorzeit, welche dieser Ort mir gab“, bald auf den Grabsteinen seiner Freunde, zuletzt auch von

Mutter und Geschwistern: „es erleichterte mir das Herz, meine Mutter zufriedener mit mir zu sehen; nur meiner Schwester hätte ich in manchem helfen mögen.“ Nun muß die Reise zuerst noch zurück über Dresden und Leipzig zum Freunde nach Barby führen, wo dieser, Christlieb Reichel, als Lehrer und Prediger angestellt ist: „mit un-nennbarer Freude fanden wir uns so unverhofft wieder; die paar Tage waren wir soviel möglich beisammen und sprachen über alles das, was unser gemeinschaftliches Interesse und unsere jetzt nach so langer Vereinigung verschiedenen Umstände nicht alles abzumachen haben“; wovon die Brüdergemeinde der ganzen Kirche ein noch nicht genug befolgtes Beispiel gegeben hat, daß in der Lehre von einander sehr Verschiedene sich trotz ihres Dissenses in einer höhern christlichen Einmüthigkeit vertragen und sogar ergänzen können, das haben ihre besten einzelnen Zöglinge stets noch besser verstanden. In Leipzig, wohin er nun zurückging, wollten Härtel und Breilkopf ihn zu einer Hofmeisterstelle in Augsburg engagiren; man sieht, die Trennung wird ihm sehr schwer, er geht, sich von den Freunden zu verabschieden, von Leipzig nach Jena, und wieder nach Leipzig, und noch einmal nach Jena; endlich am 29. Oct. tritt er von dort seine Reise an, er beschreibt es selbst, „mit gepreßter Brust bei dem lachenden Himmel, dessen sich theilende Wolken einen schönen Tag versprachen; die öden kahlen Ralkberge, die Kerkerwände des Mühlthals gaben ein zu treues Bild des einsam Hinsiehenden, von seinen Freunden Verlassenen; die Schnecke stiegen wir hinauf und dachten unserer ehemaligen Wege nach Weimar durch Schnee und Eis, und schon wieder wehte der Wind so herbstlich kalt uns entgegen; oben da sahen wir zum letzten male zurück auf Jena in seinem friedlichen Thale, o wann werde ich's wiedersehen mit allen seinen Freuden und Freunden und guten Menschen und seiner herrlichen Natur! aber nun lag es schon in seinen ewigen Winternebeln versunken wie Plato's Menschenwelt, unter den ätherischen reinern Geistern, mit seiner wahren Menschlichkeit.“ Es war sein erster weiterer Ausflug in die Welt; auch konnte damals eine Reise nach dem Süden wol noch Bedenken erregen; der Friede von Campo-Formio war zwar soeben (17. Oct. 1797) geschlossen, aber die Kunde davon noch nicht bis nach Thüringen gedrungen, und manche Wirkung des Kriegs und noch mehr die Möglichkeit baldiger Wiedererneuerung desselben dauerte fort. In Hessen traf Fries zuerst auf französische Soldaten und überall auf ihre Spuren; der kleine Ort Alsfeld, erzählt er, hatte für Contribution und Einquartierung 150000 Fl. Schulden machen müssen; alles muß dem Soldaten geliefert werden, Kleider,

Schuhe, Stiefel, selbst Puder und Pommade, ein Bauer hat in Regen und Schnee vier Stunden weit zur Stadt laufen müssen, um dem bei ihm einquartierten Gemeinen ein neues Zopfband zu holen. „Vor Frankfurt erhielten wir die sichere Nachricht von der Abschließung des Friedens und hofften nun überall Freude darüber zu finden; allein das lange Unglück hatte hier überall und am Rhein hinauf die Leute viel zu argwöhnisch gemacht: wir glauben an nichts, sagten sie immer, solange noch Einquartierung bei uns ist, und wirklich im Kriege gab's doch nur Durchmärsche, jetzt seit dem Stillstande sogen beide Armeen beständig dieselbe Gegend aus, die noch dazu schon ausgeplündert war. Frankfurt selbst war noch soeben vor dem Eindringen der Franzosen in die Stadt durch einen Souslieutenant geschützt, der die äußerste Thormache commandirte und es wagte, mit seinen 15 Mann hinter der aufgezogenen Brücke den Franzosen den Eingang streitig zu machen, bis er verstärkt wurde; dadurch rettete er ein Corps von mehrern tausend Mann und die Stadt vor der Plünderung, welche Le Fèvre seinen Soldaten schon versprochen hatte.“ Fries und sein Begleiter Dr. Gerlach aus Gotha, der nach Bern geht, hören in Frankfurt Hufnagel schon eine Ernte- und Friedenspredigt halten, worin „vermöge dieser Combination die Ernte und der Friede sich alle Augenblick die Hände gaben oder in einem tête à tête gegeneinanderprellten“. Heidelberg zieht ihn sehr an, als ahnte er darin schon die künftige Heimat. „Alles erinnerte mich an Jena“, sagte er, „Bauart, Gassen, ungefähr auch Lage und Größe“; man sieht auch hier seine Sehnsucht nach Jena. In Rastadt, wo der Friedenscongreß nun beginnen sollte, läßt ihn die Schildwache nicht in das „Heiligthum, wo die zwei Schwerter sich kreuzen, welche die Scheere ausmachen, mit der die Integrität des Reichs wie einst Polens zugeschnitten werden wird.“*) Dann kommt er „an dem französischen Lager vorbei zu den verübeten Trümmern, welche neulich noch Kehl gewesen waren; Dorf und Stadt lagen in einem Schutthaufen beisammen: mitten durch die Ruinen der Stadt lief die neue Befestigungslinie der Franzosen, an welcher sie noch arbeiteten“; ein Strauch mit rothen Rüthen fungirt als „das Freiheitsbäumchen des Lagers“; über die Rheinbrücke nach Strassburg lassen die citoyens ihn nicht hinüber. Aber in Offenbach, dem Hauptquartier Augereau's, hatten die Reisenden „das Glück, dem goldgestickten General-en-Chef mit seinen goldbedeck-

*) Wie richtig hier die Schwäche des Congresses und die ganze Situation bezeichnet ist, s. Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte, II, 157 fg.

ten Adjutanten zu begegnen; die Leute klagten gewaltig über den Uebermuth der Franzosen, z. B., daß Augereau neulich bei einem Mittagsessen fünf Pfund Confect verbraucht habe“. In Freiburg erfreut sie Münster und Gegend. Weniger schön stellt sich der endlich erreichte „Boden der Freiheit, geschützt vom Genius der Telle und Winkelriede“, in Basel dar, wo sie auch durch unfreundliche Behandlung überrascht werden. Von Basel wandert Fries allein zu Fuß weiter: „Jedermann sah sich nach mir um, ich weiß nicht, wofür man mich halten mochte, so wie ich ohne Stock und Gepäck in einem blauen Mantel mit rothem Futter hinlief“, auch hatte man in Basel viel von Unsicherheit der Straßen erzählt; aber die Gegend wird schon auf dem Wege den Rhein entlang allmählich so schön, daß er alles darüber vergißt; trotz wunder Füße übersteigt er den Hauenstein und gelangt über Olten endlich am 15. Nov. 1797 an den Ort seiner Bestimmung nach Zofingen.

Es war eine sehr achtbare, echt schweizerische Familie, in welche Fries hier fast auf drei Jahre aufgenommen wurde. Er beschreibt sie selbst so: „Die Familie meines Herrn, des Hauptmanns Sutor, ist eine der ersten in der Stadt, welche vielleicht überhaupt nur aus einem Duzend meist sehr zahlreicher Familien besteht. Die Stadt ist klein, aber der Wohlstand ist um desto größer, je weniger der Luxus darin überhandgenommen hat; man lebt sehr einfach, z. B. meist in allen Wohnstuben stehen Betten; an Concerte, Bälle, Schauspiel wird da wenig gedacht. Die Einwohner leben größtentheils von der Fabrikation von Strichwaaren, einer Art halb leinenen, halb baumwollenen Zeugs, und Herr Sutor ist Theilhaber an der größten dieser Fabriken. Er hat vier Söhne und eine Tochter, außer diesen sind seine zwei Brüder noch viel in der Familie; er ist ein offener gutmüthiger Mann, aber etwas higig, doch läßt es sich leicht mit ihm leben. Die Frau ist der achtungswürdigste Charakter, lebhaft und geschäftig nur in einem zu hohen Grade und mit einer Anspruchslosigkeit wohlthätig, wie ich es noch nie gesehen habe; jeder Arme hat Unterstützung bei ihr.“ „Ich habe drei Kinder zu behererrschen, wovon der älteste neun, der jüngste sechs Jahre alt ist.“ Das Unterrichten wurde ihm nun anfangs durch die Sprache sehr erschwert, „denn man spricht hier einen so kauderwelschen Dialekt, daß ich mit den Kindern durchaus nicht fertig werden konnte, da es mir bei andern Leuten schon schwer hielt, und mit den Dienstleuten verstehe ich mich gar nicht.“ Aber geringer, als er erwartet hatte, waren auch die Forderungen, welche man an ihn machte. „Ein paar Gespräche mit Herrn Sutor warfen meine pädago-

gischen Kartenhäuser um und machten mir das Leben sehr bequem. Er wollte nicht, daß ich außer den Schulstunden den Knaben befehlen solle, damit sie als echte Zosinger mit der zosinger Jugend aufwüchsen; ferner mußte ich mich so einrichten, daß die Kinder das Examen in den Stadtschulen mitmachen konnten, dabei kam es meist auf lateinische Grammatik und Wörterkunde an, und die Einübung dafür beschränkte unsere Zeit sehr.“ Dazu kamen nun bald noch die Kriegeunruhen.

Der Krieg, welcher nach einem Wort von Barras *) im Jahre 1792 40 Stunden von Paris angefangen hatte, war 1797 durch einen Frieden 30 Stunden von Wien beendet. Durch diesen, durch den Frieden von Campo-Formio hatten die Machthaber in Paris jetzt freiere Hand gewonnen, sich der Schweiz zu widmen und mittels der Freiheitsverkündigung das freie Land von sich abhängig zu machen und dabei für neue Feldzüge und für sich selbst rein auszuplündern. Und gerade die Jahre, wo dafür das meiste geschah, brachte Fries in der Schweiz und im Gebiete von Bern zu, dessen Reichthümer am meisten die Gier zur Veraubung gereizt hatten und nun für die Mühe der Unterdrückung der Freiheit Zahlung leisten mußten. **) So wurde Fries nun auch von mehreren der hierdurch herbeigeführten Ereignisse sehr in der Nähe berührt, aber er war doch noch zu neu und zu wenig einheimisch in der Schweiz, als daß sie ihm, wie den Schweizern selbst, ein heftiges Parteinehmen für oder wider abgewonnen hätten; ja, man sieht aus seinen Briefen über diese Verhältnisse, daß auch für ihn der Wortlaut der republikanischen Freiheitspredigt immer noch viel Blendendes hat, daß er sich daneben auch einer Misbilligung über die Art ihrer Verwendung nicht ganz erwehren kann, und daß er darum zwischen beiden Parteien schwankt oder eine kritische Stellung über beiden sucht, zumal da er in den gemachten unhistorischen Umgebungen, in welchen er aufgewachsen ist, überhaupt keine Liebe und Pietät für alte historische Ueberlieferungen und für ein Vaterland hat lernen können.

Schon als nach den ersten Anfeindungen der Schweiz am Ende

*) Monnard, Geschichte der Eidgenossen im 18. Jahrhundert, II, 508 fg.

**) Eine Uebersicht über die ganze Veränderung in S. Bischoffe's Historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung, II, 3—61; daselbst auch sonst Beiträge. Vollständiger Raoul-Rochette, Histoire de la révolution helvétique de 1797 à 1803 (Paris 1823). A. von Tziliier, Geschichte der helvetischen Republik (Bern 1843), Bb. 1, und Monnard, a. a. O. Beiträge auch bei Gutzler, Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte (Aarau 1838), II, 274 fg.

des Jahres 1797 in Aarau die gemeineidgenössische Tagfakung zusammengerufen und am 25. Jan. 1798 der feierliche Bundeschwur erneuert wurde, war Fries gegenwärtig, „aber währenddem“, schreibt er in einer gleichzeitigen Aufzeichnung, „wurden schon die meisten Unterthanen der Cantone unruhig, und am Tage des Festes sprach man in Aarau schon davon, daß in acht Tagen auf demselben Plage ein Freiheitsbaum stehen solle. Die Feierlichkeit war einfach, aber schön. Die Gesandten aller Cantone außer Basel“, welches schon besetzt und dessen Regierung aufgelöst war, „versammelten sich im Rathhause in ihren bunten Staatsmänteln und zogen dann von einigen Bataillonen Infanterie und zwei Schwadronen Dragoner begleitet hinaus auf die Ebene. Die Milizen umgaben das Gerüst, auf welchem die Gesandten sich unter stetem Donner der Kanonen versammelten. Eine ungeheure Menge Volks hatte die Ebene und die Anhöhen bedeckt. Nach einer Rede ward dann der Eid unter einer verstärkten Salve der Kanonen geleistet, welche das Echo hundertfach aus den nähern Thälern zurückbrachte; eben währenddessen trat die Sonne bei dem sonst ganz überzogenen Himmel über dem Gerüst hervor. Allein das Ganze hatte doch ein starkes Gepräge von Ohnmacht, die ganze Menge des Volks war fast völlig unthätig, da wo das Volk hätte zulaufen sollen, wie denn auch das Fest zum Leichenbegängniß statt zur Wiebergeburt wurde“. Schon in den nächsten Tagen zeigte sich dies an Fries' neuem Wohnorte in Zofingen, wo ein berner Major Mai die Autorität der berner Regierung aufrecht zu erhalten versuchte, derselbe Mann, welcher Fries dorthin berufen hatte und welchen er einen edeln feinen Mann nennt, den er wie seinen Vater liebe; auch Tutor war Hauptmann und seine Brüder Lieutenants. Auch wurde ein Aufschub gewonnen nach einigem Schwanken. „Ende Januars“, schreibt Fries an Beszschwiz, „kam die Marschordre von Bern, aber ein Freund der Franken hatte auch hier einen Club organisiert, man weigerte sich zu marschiren, drohte den Rath abzusetzen und das Volk wollte die Häuser der Aristokraten anstecken; unser Major Mai wollte die Bauern unter den hiesigen Milizen aus der Stadt ziehen, die Offiziere widersetzten sich, es kam unter unsern Fenstern zum förmlichen Aufstande gegen ihn, er mußte den blanken Säbeln der Offiziere weichen; sogleich wurde die Verfassung der Stadt geändert, eine Sicherheitscommission an die Stelle des Rathes gesetzt. Allein am Nachmittage hörte man schon, daß berner Truppen gegen Zofingen in Anmarsch seien; die Furcht wurde groß; die versammelte Gemeinde verlangte Nachgiebigkeit; das Comité mußte den Rath wieder

zu Hülfe nehmen; man accordirte und ergab sich wieder den berner Offizieren; nun wurde es hier wieder ruhig und das ganze Aargau besänftigt.“ Aber mit dem 1. März 1798 brach dann der eigentliche Krieg aus, welcher in wenigen Tagen die alte Unabhängigkeit der Schweizer beendigen sollte. Anfangs, als man nach dem Auszuge des zofinger Landsturms zur Bewachung der Stadt alles, was noch dazu fähig war, durch die Trommel zusammenrief, ließ sich auch Fries ein Gewehr geben und that eine Nacht den Dienst mit, „wiewol ich“, schreibt er, „nicht einen Handgriff des Exercitiums verstehe“, auf der Wache; „mich als Schildwache, das hättest Du wol nicht geglaubt; es war eine schöne mondhelle Nacht, die fürchterliche Spitze meines Bajonnets blinkte im Mondschein, Tod drohend für jeden anrückenden Feind des Vaterlandes, aber Pulver und Blei, die Waffe des Schwächern, waren fern von mir“. Aber als dann am 2. März die Einnahme von Solothurn und am 3. die von Freiburg erfolgt war, als nach Zofingen „Flüchtlinge aus der Affaire bei Solothurn kamen, bis aufs Hemd ausgeplündert, nie mehr als etwa sechs oder sieben zusammen, und überall Verrätherei schrien, die Solothurner haben auf uns geschossen, sie haben sich ergeben vor der Zeit, es ist alles verloren“, als es hieß, „die Franken wütheten entsetzlich und im Waadtlande hätten sie alle junge Mannschaft mit Gewalt gegen England geschleppt“, da entschloß man sich den ältesten halb waffenfähigen Sohn des Sutor'schen Hauses aus der Schweiz weg nach Lindau zu schicken und ihn von Fries, der auch keine Lust zu solchem Dienste in England hatte, begleiten zu lassen. Noch vor dem 5. März, wo General Erlach für die letzte Vertheidigung seines Vaterlandes von den Schweizern selbst umgebracht wurde, und wo der alte Regent von Bern, Stadtschultheiß Steiger, nur kaum demselben Schicksal entging, während man die Franzosen über Bern und seinen Staatsschatz herfallen ließ *), ließ man Fries und den jungen Sutor mit einigen andern am 4. aus Zofingen wegfahren. Da war es dann freilich in der Ordnung, daß sie dafür auf dem Wege vielfach verhöhnt wurden. „An der Fähr der Aar umringte ein ganzer Haufen Bauern unsern Wagen: «Ihr Landesverräther, ihr Verbrecher, am Galgen wäre euer Platz, ihr könnt auch im Lande bleiben und ein Gewehr nehmen, wir lassen euch nicht über das Wasser»“, was denn doch zuletzt noch gelang. Neun Wochen blieb Fries in Lindau am Bodensee in einer mit dem Sutor'schen Hause verwandten Familie und genoß ungestört und sorgenfrei

*) Raoul-Rochette, S. 137 fg. Tillier, S. 37 fg. Monnard, S. 79 fg.

wie niemals vorher in „Elysium“, wie er die schöne Gegend nennt, den schönsten Frühling, wie er auch, was in der Schweiz geschehen war, immer noch in ziemlich rosigem Lichte sah. „Von diesem acht-tägigen Kriege, einem Gewebe von Dummheit, Verirrung, Verrätherei und Ueberlistung, sowie vom Schicksal Helvetiens will ich weiter nichts sagen, als daß der Schweiz eine Umwandlung wol gut gewesen wäre, daß aber eigene Thorheit, eigene und fremde Eignsucht mit derselben den ganzen Wohlstand des Landes preisgegeben haben, dagegen aber, wenn es gut geht, das Land an der ihm freilich äußerst nöthigen Aufklärung gewinnen wird, welche nach dem Ausspruch der neuen Con-stitution mehr ist als aller Wohlstand, denn Noth ist jederzeit die Lehrerin der Menschheit.“ Im Mai 1798 ist dann mit der Ausplün-derung und Unterwerfung des Landes die darauf gegründete Freiheit und Ruhe fertig und die Reisenden können zurückkehren; auf dem Rückwege „uniformiren sie sich zu einen und untheilbaren helvetischen Bürgern, indem sie die roth, gelb und grüne Cocarde an die Hüte heften“, und finden dann in Zofingen statt der alten Freiheit die französische Bequartierung. Und freilich, heißt es, „lebt man ruhig und in Frieden mit diesen Gästen, auf dem Lande gibt es wol zuweilen Lärm, doch in den Städten halten sie erträgliche Mannszucht, wenn sie genug zu essen haben; aber die Freude ist aus dem Orte gewichen, alles ist eingezogen und still; wenig Lustpartien und Gastgebote, aber viele Klagen“.

Von nun an folgte wol eine ruhigere Zeit für Fries in der Schweiz, aber sehr befriedigend wurde sie dennoch nicht für ihn. Seine Thätigkeit als Lehrer genügte ihm selbst am wenigsten. „Gott sei es geklagt“, schreibt er im Juni 1798 an Reichel, „ich bin ein Lehrmeister! kein Gran thu ich mehr, als ich thun muß. Ja, hätte ich noch willige und neugierige Buben, aber mit diesen Mustern aller Unachtsamkeit komme ich schwerlich weit, indem der Unterschied in der Sprache und meine eben nicht große Geschicklichkeit, darin Kinder zu amüsiren, ihnen gleich anfangs wenig Anhänglichkeit verschafft hat, die ich auch bis jetzt noch nicht erhalten habe.“ Und an Bejchewiz: „zu viel Zeit darf ich hier nicht verlieren, und zum Kinderunterricht taue ich gar wenig, besonders zu den Buben hier, sie brauchen jemand, der sich ganz mit ihnen abgeben könnte; daß ich aber soviel möglich die freie Zeit suche, kannst Du Dir wol denken.“ Auch hörten die Störungen im Hause für Fries nicht auf durch die beständige franzö-sische Einquartierung. Denn der Herr vom Hause, vormaliger berner Hauptmann, „wich immer den Franzosen aus, zog sich in sein Fabrik-

gebäude zurück, und so mußte ich, schreibt Fries, seiner Frau beistehen und den Hauswirth machen. Am genauesten wurde ich dabei mit General Baillard und dem Oberst Boutferein von der Artillerie, auch mit dem unglücklichen Commissar Pomier bekannt; der General wollte mich durchaus als Secretär zu sich nehmen und mir so den Eintritt in den Dienst bereiten.“

Dagegen wußte Fries nun auch in Zofingen die erübrigten Freistunden nach dem Maß seines Interesses für seine angefangenen philosophischen Bauten so gut zu benutzen, daß sein Leben für diese auch in einer so wenig dazu antreibenden und so vielfach zerstreuenden Umgebung im wesentlichen unverloren blieb. „Ich schriftstellere hier immer darauf los, so gut es gehen will“, schreibt er an Reichel. Und später: „in Zofingen ging ich meinen eigenen Arbeiten wieder nach; ich habe die Materialien des zweiten und dritten Bandes meiner Kritik dort mit großem Eifer und Ausdauer vielfach durchgearbeitet, sodaß ich nun fast die ganze Kritik besaß. Ich war dadurch nach und nach mit der Hauptanstrengung meines Geistes für die psychische Anthropologie zur Ruhe gekommen, indem ich oft wochenlang mit dem Nachsinnen so befangen war, daß ich mich auch in Gesellschaften stets in meine Gedanken verlor, fast ohne zu bemerken, was um mich her vorging. Daneben verfaßte ich die Kritik der Stöchiometrie und eine unglückliche Abhandlung über Licht und Wärme; diese beiden Arbeiten schickte ich 1798 an Scherer, der sie im Archiv für theoretische Chemie abdrucken ließ; die erste Arbeit erkenne ich an, die zweite taugt gar nichts. Ferner führte mich Gilbert's dissertatio de mathesi prima und der glückliche Fund von Newton's principia math. phil. nat. auf der Zofinger Bibliothek oft auf die mathematische Naturphilosophie zurück und ließ mich dafür mehrere Vorarbeiten ausführen. Endlich hätte ich gar zu gern auch Verse gemacht, aber dichterischen Bestrebungen versagte sich stets meine Phantasie.“

Gegen Ende des Jahres 1798 und im Anfange des folgenden wurde er immer unzufriedener mit seiner Lage, obgleich ihm die Sorgenfreiheit in der Gegenwart und die Erfolge, welche sie doch auch nicht ausschloß, zur Selbstironie Heiterkeit genug übrig ließen. Anschaulich zeigt dies in einem Briefe an Reichel eine von diesem verlangte „Beschreibung eines Werkeltags verbracht von Jakob Fries, Schulzwinger und Lateinlehrer der Buben des Herrn Jakob Sutor im neuen Hause in Zofingen, im 7. Jahre der einen und untheilbaren fränkischen Republik, Windmonat. Sonnenaufgang: ich schlafe. Der große Hund unterm Ofen schüttelt sein Halsband und Ohren zurecht:

ich erwache, schlafe aber gleich wieder ein. Die Canarienvögel regen sich, hüpfen zum Fressen, pfeifen ihr Morgenlied, ich erwache mehrmals, und schlummere wieder halb. Halb 7 Uhr: Mad. Sutor ruft vor der Stube: Friz, Friz! Friz, ihr ältester Sohn, der neben mir schläft, antwortet: ja, ja! dreht sich $10\frac{1}{2}$ mal um und sagt: Herr Fries, es ist Zeit aufzustehen. Ich: keine Antwort. Er wiederholt sein Anliegen dreimal, endlich thue ich noch ganz verschlafen und sage ja so. Allmählich stehen wir auf, ziehen uns an, ich hole meinen Kaffee mir selbst aus der Küche, und trinke ihn im Tumult des ganzen Hauses, oft in einer Stube, die eben gekehrt wird. Halb 8 ziehe ich mich auf meine Stube zurück, lese, philosophire, schreibe oder fange Grillen bis 8 Uhr. Von 8—9 Uhr gebe ich Stunde an die beiden ältern Buben, Jakobli und Rudeli; erst müssen sie ein Kapitel lesen, dann geht's an die Arbeit, Deutsch oder Latein. 9—10 nehme ich mit zwei Mädchen und Friz Stunde im Französischen bei einer alten Jungfer (mais elle a d'esprit), erfreue mich über die schönen Geschöpfe Gottes und lerne ein wenig Französisch. 10—11 wie von 8—9. Von den Stunden 11—1 wird eine zum Essen im Speisezimmer verbracht, die andere bin ich auf meiner Stube allein und arbeite, schreibe heute z. B. nach dem Essen an Dich. 1—2 wie von 8—9, natürlich ohne das Kapitel. 2—3 gebe ich dem kleinsten Buben Sameli eine Stunde im Lateinischen. 3—4 erst wird z' Abe gesse, dann bin ich für mich. 4—5 gehe ich zur Französin, lese ihr und noch einer Dame Französisch und versuche Fränkisch zu sprechen. 5—7 wird Boston gespielt, nachdem wir etwas spazieren gegangen sind, 7—11 oder gar 12 u. f. w. wird im Speisezimmer verbracht, zu Nacht gegessen, die übrige Zeit ist man en famille und thut wenigstens nichts, wir haben Besuch oder Offiziere; ich unterhalte mich am liebsten mit der Tochter vom Hause oder ihren Freundinnen, aber man darf dies eigentlich hier so wenig als bei Euch. Sonnabend Nachmittag und Sonntag bin ich frei und philosophire oder spaziere."

Ernstster und eingehender als diese Beschreibung seiner äußern Lebensweise ist aus derselben Zeit eine Schilderung seines innern Zustandes unter Menschen, welche ihn darin auch für alle seine spätern Lebensjahre treffend beschreibt. „Gar sehr magst Du recht haben, wenn Du sagst, Vergnügt- und Zufriedensein hängt mehr von negativem als positivem Wohlergehen ab. Der Gemüthszustand einer stillen Sammlung, in der ich gleichsam meinem Schicksal weit überlegen bin, ist wenigstens für mich der glücklichste und genussvollste. Er erhält uns eine beständige Heiterkeit, und in dieser kann man die

kleinsten Annehmlichkeiten viel ganzer genießen, als in Unruhe die auf-
fallendsten Vergnügen. Eine aus dem Seminar geerbte Stimmung
hat mir das Genießen für mich leicht, in der Welt schwer gemacht.
Besonders unsere Ideale von Freundschaft und Liebe haben mir eine
so große Forderung von Herzlichkeit bei allem, was mir wahrer Ge-
nuß sein soll, erregt, daß alle öffentlichen und lauten Vergnügungen,
selbst bis zu einem gesellschaftlichen Spaziergange nur mit Bekannten
und nicht mit Freunden, mir bloße Zerstreuungen sind; Zerstreuung
allein ist mir aber mehr unangenehm als angenehm, ich sehe ihr immer
mit einiger Aengstlichkeit entgegen. Ich kann durchaus kein Interesse
an bloßen kalten Bekanntschaften ohne Herzlichkeit finden, und bin
daher viel lieber allein, als in einer Gesellschaft, wo man sich, wie
es meist geschieht, wenn auch noch so interessant, nur unterhält, ohne
sich gemeinschaftlich zu interessiren oder mit einander zu fühlen. Da-
gegen sind mir alle Zerstreuungen auf Reisen angenehm, indem mich
hier nicht Menschen, sondern die Natur zerstreut und man unter den
vielen fremden Menschen so glatt durchgleitet, daß auch die häßlichste
Seele einem doch nicht wehe thun kann. Dies macht mich noch immer
in jeder fremden Gesellschaft, wenn ich nicht auf einer Reise bin,
schüchtern, auch in der bekanntesten oft stumm, weil ich nicht ohne
Interesse schwächen kann, auch wirklich für nichts, was mich nicht in-
teressirt, Gedächtniß habe. Es liegt hierin eigentlich noch ein Erbstück
von Schwärmerei, aber ich mag es nicht anders.“

Zu Anfange des Jahres 1799 traf ihn auch noch ein schmerzliches
Ereigniß, der Tod seiner Mutter, welcher ihn, wie selten er auch mit
ihr zusammengelebt hatte, doch sehr ergriff. „So unnatürlich man
mich auch“, schreibt er an Beßlichwitz, „seit meiner ersten Jugend von
meiner Mutter entfremdete, so empfinde ich ihn jetzt doch ganz, den
Verlust einer guten Mutter; so manche Sorge, so bitteren Kummer
habe ich ihr gemacht, o wäre es mir wenigstens so gut geworden, sie
dafür wieder zu trösten. Den Glauben an Wiedervereinigung muß
ich ändern überlassen, ich bin jetzt nicht Schwärmer genug für ihn,
und beschränke lieber alle meine Wünsche diesseit des Grabes, das
Jenseit mag sich seiner Zeit aufhellen.“ Und an Reichel: „Was mich
am meisten dabei tröstete, war noch der Gedanke, daß auf den Fall
eines längern Lebens das Schicksal meiner guten Mutter doch nichts
als eine sehr schmerzliche Krankheit gewesen wäre“; auch hier klagt er
über seine „getäuschte Hoffnung, daß sie es doch erleben sollte, mich
in einem behaglichen Zustande fixirt zu sehen und so über ihre vielen
Sorgen um mich getröstet zu werden“. Dieser Todesfall erhielt aber

jetzt auch einen Einfluß auf Fries' Ueberlegungen wegen seiner Zukunft; denn es fiel ihm dadurch ein wenn auch geringer Rest von Vermögen zu (Freund Kölbing regulirt es für ihn), welcher ihm eine neue Rückkehr auf eine Universität, auch ehe er dort eine Anstellung erhalten hatte, als ausführbar erscheinen ließ. „Was haben nicht ein paar Thaler für Einfluß auf das Leben eines armen Menschen! es ist meine Pflicht, mich dadurch in eine zweckmäßigere Lage für mein künftiges Leben zu setzen. Die Lüge, daß ich Kinder erziehe, mag ich nicht länger fortspielen. Laß dem speculativen Kopf seine Speculationen; für etwas, das zu schwach ist ihm dieselben zu entreißen, taugt er nichts. Ich muß Professor der Chemie oder Philosophie werden, deswegen will ich nächsten Sommer eine kleine Schweizerreise machen und dann wieder nach Jena gehen und mich dazu fertig machen. Ich könnte hier eigentlich ganz ruhig leben, man ist mit mir zufrieden, aber ich taue durchaus zu dem Geschäfte nicht; so bin ich zwar wol nicht misvergnügt, aber doch nie recht vergnügt, und darum so wollen wir's ändern.“

Indessen kam es dazu nun dennoch nicht so schnell. Zunächst ging der Sommer 1799 hin fast ganz wie der frühere, nur auch mit zunehmendem Heimischwerden von Fries in der Sutor'schen Familie; schon heißt es in den Briefen: „was ich vor allem suche, wäre endlich Häuslichkeit und Familienleben, das ich hier habe kennen lernen“, oder sonst bei seinen Plänen für die Zukunft: „was denkt man nicht alles, um eine Frau erhalten zu können.“ Dann wurde auch im Herbst die Schweizerreise unternommen, welche ihm erst das Land, ehe er es verließ, näher bekannt machen sollte. Auch von dieser Reise liegt noch die für die Freunde bearbeitete ausführliche Beschreibung und selbst das Verzeichniß der bescheidenen Ausgaben vor; 36 Tage, vom 20. Aug. bis zum 24. Sept. 1799, ist er für 68 Fl. durch die Schweiz gereist. Aber desto mehr Freude und Erhebung hat er gehabt, und mancherlei Belehrung und Erfahrung dazu. Es war die Zeit, wo, während Napoleon noch in Aegypten war, Massena einerseits und der Erzherzog Karl und die Russen andererseits sich um die Schweiz stritten und die alten Gegensätze in dieser durch neue Hoffnungen belebt wurden. Bald begegnet ihm der Haß gegen die Unterdrückten des Landes: „Wo ich am Bieler See Bauern am Wege an der Arbeit traf und sie deutsch grüßte, da war ihr erster Anruf: geh't's gut, geh't's gut? kommt der Kaiser bald? Oft kamen sie weit übers Feld gelaufen, um diese Anfrage zu thun“; bei Neuchâtel hoben die Bauern „ihre Schinken und ihre Weine auf, um sie mit den von ihnen erwarteten

Kaiserlichen zu theilen; nur gegen Bevaſy zu von Lauſanne bis ins untere Wallis iſt noch jezt das ganze Volk der Franken Freund“. Bald wandert der Fußgänger mit franzöſiſchen Commiſſaren und Soldaten, wird auch ſelbſt mit ſeinem Habersack auf dem Rücken für einen beurlaubten Soldaten, oder, wenn dann ſein feiner unkriegeriſcher Leib näher beſchaut wird, mehrmals für einen Schneider gehalten. Manche Früchte der lezten Umwälzungen dienen frühere hochfliegende Erwartungen noch mehr herabzuſtimmen. „Man muß nicht nach Bern gehen, um an der helvetiſchen Revolution Gefallen zu finden. Die ſtolzeſten Berner ſind emigrirt, und die Regierungsglieder, welche noch da ſind, ſchicken ſich mit bewunderungswürdiger Ruhe oder Faſſung in die Zeit, die jungen Berner arbeiten ſogar mit echtem Patriotismus wo ſie können für die neue Regierung; dagegen ſieht man unter den neuen Regenten ſo viel Thoren, an denen nichts als das Gold ihres Kragens glänzt und die nicht die mindeſte Achtung einzufloßen vermögen. Im großen Rath ſind die beſten Redner nichts als Enthuſiaſten, die wol ſagen können, wie es ſein ſollte, aber nicht wie man es machen ſoll, um dazu zu gelangen; an kalten erfahrenen Männern, die mehr als Schreier eines Jakobinerclubs zu ſein taugten, fehlt es ſehr. Indessen der beſte kraftvollſte Theil der Regierung ſoll der unſichtbare, das Directorium ſein; aber immer wird es einer Regierung ſchwer werden gut zu verwalten, deren Gründer Aufruhr predigten, welche der größte Theil des Volks contrariirt, und welche mit leeren Kaffen Krieg anfangen muß.“ Doch immer nur weniger und faſt zu wenig intereſſiren ihn die politiſchen Schickſale der Schweizer; er wirft ihnen den Egoismus vor, „welcher den größten Theil der Schweizer nur zu Schweizern, den Berner nur zum Berner u. ſ. w. macht; bei Engländern, Franken u. ſ. w. iſt er wenigſtens ein größerer Gemeingeiſt geworden; der Deutſche, wenn er nicht ganz Kleiſtädter geworden iſt, kennt ihn am wenigſten, allein darum ſagt man auch, er habe keinen Patriotismus, aber iſt nicht auch Patriotismus etwas gar Unphilophiſches“? Auch wo es ihm ſonſt eher heimlich hätte werden können, der Aufenthalt bei den Herrnſutern in Montmirail, wo Bruder Boullaire einen Spaziergang allein mit ihm machte, „wobei es auf Wiedergewinnung ſeines Herzens für den Heiland gemeint war“, ward ihm „peinlich, ſo gut er es meinte“; „ſo gut man mich aufgenommen hatte, war mir doch wohl, wieder freie Luſt zu ſchöpfen, indem der widrige gebeugte Ton der herrnhutiſchen Geiſtlichen mich überall verfolgte.“ Mehr als die Politik und die Gemeine zieht ihn die Natur an; ihre Eindrücke bringen ihm bald Verſe ein, bald wenigſtens

Gleichnisse für Uebersinnliches. Am Bielersee, auf beschattetem Rasen von einem Felsenabhang, Rousseau's Insel gegenüber, schreibt er:

Kennst du das Land, wo friedlich und wo gut
Ein Hirtenvolk an See und Bächen ruht,
Nur seinen Herd, nur seines Hauses Sorgen
Und Freuden kennt; hier schon vom frühesten Morgen
Bis abends spät für seine Heerde denkt,
Auf eignem Land dort starke Stiere lenkt;
Dem wie der Seeen Spiegel rein und helle,
Wie der Krystall von seiner Bäche Quelle
Ein biederer Sinn im freien Busen pocht;
Das friedlich eingeschränkt nichts je vermocht,
Um seine Hütte, seines Brunnens Rauschen
Den Rest der ganzen Welt sich einzutauschen;
Wo dennoch jeder freundlich seine Hand
Dem Fremden reicht, der wol aus fernem Land,
Doch friedlich zu ihm kommt, ihn nicht verachtet,
Noch Ruhestörer ihm zu werden trachtet.

Vom Staubbach schreibt er an Reichel: „Nie wünschte ich Dich so sehr an meine Seite als hier, da ich in jubelndem Entzücken aus dem Thale von Lauterbrunn zurückkehrte; unwillkürlich drängt sich der Gedanke entgegen vom Verhältniß der Hütte hier unten am Wasser oder Deiner Kleinheit zu dem Ganzen, das Du übersiehst, dem Deine Phantasie erliegt. Suche dann jenes Höhere, unter dem Deine Vernunft erliegt, wie vorher Deine Phantasie, oder suche es nicht, — siehe zu, ob nicht Deine Gedanken gewaltsam emporstreben werden, Deine ganze Seele unwillkürlich wiedertönen wird — Gott.“ Am Genfersee bei Chillon gewährt ihm der Farbenwechsel „ein Vergnügen, das dem Anhören einer Musik sehr nahe kommt, indem hier Farben auf eine ganz ähnliche Weise wie dort Töne spielen“. Ganz fehlt es auch nicht an Verbindungen, welche für seine spätere Laufbahn Bedeutung hätten haben können: in Bern rühmt er „die Wiederer neuerung einer Bekanntschaft mit einem jungen Philosophen Herbart, mit dem er viel auszumachen hatte“; man erfährt nicht, wo er ihn schon früher gesehen; auch später ist keine nähere persönliche Bekanntschaft daraus geworden.

Als die Reise zu Ende war, welche vor einer größern Reise, der Rückkehr nach Deutschland, noch hatte mitgenommen werden sollen, überraschte Fries sich selbst auf einer inzwischen schon stark gewordenen Anhänglichkeit für die Schweiz, oder wenigstens für das Sutor'sche Haus, welche ihn nun auch wirklich dort noch fast ein Jahr zurück-

hielt. „Mit welcher Freude ich den Thurm von Zosingen wieder erblickte“, heißt es am Schluß der Reisebeschreibung, „kann ich Dir nicht beschreiben, ich lief mehr als ich ging den übrigen Weg nach der Stadt; schon beim ersten Anblick von Zosingen machte mir dies Gefühl des zu Hause Kommens einen Eindruck, der mich vermuthen ließ, ich würde wol diesen Herbst Deutschland noch nicht wiedersehen.“ Dies erfüllte sich auch, zumal Fries auch in der Schweiz noch mehr Muße für seine Arbeiten erhielt; „als ich nochmals zum Abschied nach Zosingen zurückkam, wurde mir ein so heimatliches Gefühl bei Sutors und auch sie freuten sich meiner so, daß sie mir anboten doch den Winter noch bei ihnen zu bleiben, ohne die Stunden mit den Knaben, welche in die Stadtschule gewiesen waren, fortzusetzen; dies nahm ich an“. Dabei bestimmten ihn, wie er an Reichel schreibt, auch „die letzten Begebenheiten am Rhein“; Massena hatte bei Zürich gesiegt, Napoleon kehrte im October aus Aegypten zurück, sein 18. Brumaire (9. Nov. 1799) folgte bald; daneben wirkte wol auch ein Verhältniß mit, welches schon Fries' obige Beschreibung seiner Tageseintheilung vermuthen läßt, und welches er dem Freunde Reichel wie sich selbst zu gestehen sich scheut. Einen Brief an Reichel, worin dies dennoch geschehen war, hat er wieder verbrannt, aber er berichtet daraus: „mein ganzes Wesen ist jetzt, so schrieb ich Dir, wie eine angeschlagene Klavierfalte, zwischen Wahrheit und Täuschung hingestellt, wie der Wanderer, dem ein Frühlingsnebel den Anblick seiner Wiesen in die Ausicht des offenen Meeres verzaubert; vielleicht merkst Du wo mich der Schuß drückt und laßt mich aus.“ Deutlicher und ruhiger spricht er sich später darüber aus: „mit den Knaben hatte ich nun fast gar nichts mehr zu thun, und gab nur an drei Mädchen, Eusette, die Tochter des Hauses, Julie und Rose einige Stunden besonders über Geographie. Dies gab dem Leben eine sentimentale Wendung. Eusette war das erste Mädchen, mit der ich andauernd nähern Umgang hatte; ich interessirte mich lebhaft für sie, jedoch ohne Erwidern. Frit, der älteste Sohn des Hauses, der schon im Geschäft und nicht in meiner Schule war, liebte Julien ohne Erhörung; Rosens Herz war mir zugewandt, aber hier fehlte meine Erwidern. Aber unsere Leidenschaften waren von sanfter Bewegung und störten unser friedliches Zusammenleben nicht.“ Auch Fries' Studien im Winter 1799 auf 1800 litten darunter nicht allzu sehr, wie er denn auch stets vor dieser Wirkung und vor sich selbst auf seiner Hut war. „Von meiner Lage jenseit der vier Wände meines Zimmers mag ich Dir“, heißt es wieder an Reichel, „nichts weiter schreiben; innerhalb dieser vier Wände aber

beschäftigt mich ganz Philosophie, und da ich ohne Bücher bin nur meine eigene. Die chemischen Sachen sind fertig und liegen beim Buchhändler. Gegen Fichte und den ganzen status rerum ist auch etwas fertig, aber der Mangel einiger Bücher hindert noch die Vollenbung. Ich arbeite jetzt wieder an der Propädeutik der Psychologie, dem Werke, wozu ich eigentlich scheine geboren und in die Welt gekommen zu sein, wenn Kant's neueste mir unbekannte Schriften mich nicht dieser Mühe überheben.“ Auch sonst verbreitet er sich hier über seine philosophischen Zeitgenossen; daß Fichte im Frühjahr 1799 in Jena entlassen war, scheint er am Ende des Jahres noch nicht zu wissen. „Was Fichte betrifft, so ist es sehr schade, daß ein Mann von so vielem persönlichen Werth ein so grober Schriftsteller und ein so frühreifer Philosoph ist. Fichte's Wissenschaftslehre ist ein Proteus, der in jedem neuen Buch desselben eine andere Gestalt annimmt; zu Grunde liegt eine Kantische Idee, die er fehlerhaft aufgefaßt hat, und über die er zu schreiben anfing, ehe er sie ganz durchdacht hatte. Erst in seiner Moral mag sich das Ganze für ihn selbst entwickelt haben, und die Grundidee wird allerdings die sein, daß die Sinnenwelt erst durch die moralische Realität erlangt. Allerdings hat der Satz seine Wichtigkeit, aber er will verstanden sein; denn auf dem Standpunkt der gemeinen Erfahrung ist doch offenbar von dieser Realität nicht die Rede, da gilt Wissen mehr als bloßes Glauben. Der Mittelpunkt des ganzen kritischen Systems ist nämlich auf gewisse Weise die Kritik der Urtheilskraft. Hier wird Natur mit Freiheit verbunden, und ihr teleologischer Theil beruht eigentlich auf dem Satz: die Sinnenwelt ist eine Erscheinung der Dinge an sich, welcher mit dem obigen identisch ist. Allein wer hier in seinem System vom moralischen Theil, von der Freiheit, die doch nur etwas Negatives für uns ist, ausgeht, der wird seinen Schüler zum Geisterseher, zum Mystiker oder wenigstens zu einem verworrenen Kopf machen. Fichte's Fehler ist der alte Fehler aller trägen oder voreiligen oder auch nur vorkantischen Philosophen: Dogmatismus statt des Criticismus. Alle Philosophie soll ja kritisch bleiben, und das nicht nur in ihren Resultaten, sondern eigentlich und allein in ihrer Methode, aber das ist manchem zu unbequem. Die Masse besteht entweder in Bücherwürmern, die über jeden Lehrsatz wohl anzuführen wissen, ob Thales, wenn man dieses oder das Wort so oder so ausdeutet, schon $\frac{1}{13}$, Pythagoras $\frac{1}{2}$, Plato $\frac{7}{8}$ und Aristoteles schon beinahe den ganzen Satz gewußt habe, aber über seine Gründe und den Zusammenhang desselben haben sie sich nur beläufig zu denken die Mühe genommen, — oder andererseits in jungen

Köpfen, denen einige Kantische Schriften ein solches Licht gegeben haben, daß sie schon glauben alle Weisheit gefressen zu haben, aber von dem hellen Lichte um den transcendentalen Gesichtspunkt so geblendet sind, daß sie hier unten bei uns fast nichts mehr zu unterscheiden wissen. Besonders Logik und hauptsächlich Methodenlehre möchte ich diesen Herren zu studiren anrathen; weder Fichte's Enthusiasmus noch Schelling's Tiraden werden im Stande sein, Ranten in die Länge zu retten, — aber wir sind ja auch noch da. Gründliches Studium ist die Hauptsache, und um dieses geltend zu machen, muß man so schreiben, daß ein gründlicher Gegner dazu gehört um mit einem fertig zu werden, d. h. hübsch trocken, überall mit der Methode anfangen. Alles kommt auf die Art an, wie man die Gültigkeit irgend-einer Anschauung bestimmt, und da fehlte Kant selbst, indem er den Gegenstand zu Hülfe rief. Ihre Gültigkeit beruht nicht darauf, daß ihr Gegenstand das afficirende ist, sondern schlechthin darauf, daß sie gegeben ist. Diese Theorie der Empfindung ist mein Eigenthum; sie scheint mir aber sehr nothwendig, um die Verhältnisse von Erscheinung und Ding an sich in helleres Licht zu setzen."

Im Frühjahr 1800 ward aber der Abschied aus der Schweiz nicht noch einmal ausgesetzt, sondern ausgeführt. Auch war nun doch zuletzt der Schluß und das Ergebniß seines Dortseins nicht unbefriedigend; Fries „dankt es seinem gütigen Schicksale, daß die so unvorsichtig übernommene Lehrerpflcht doch noch so leidlich erfüllt wurde; man behielt mich lieb im Sutor'schen Hause und war mit mir zufrieden, sowenig ich das letztere sein konnte. Ich hatte das Glück, daß meine Knaben mechanisch schon viel vorbereitet waren, aber die Weckung des Gedankens, die Selbstthätigkeit fehlte, sie wußten das Eingebübte und Auswendiggelernte nicht anzuwenden; sobald mir daher diese Weckung des Gedankens gelang, machten sie bei mir scheinbar sehr schnelle Fortschritte, die wenig mein Verdienst waren". Auch zu den Schülerinnen gab es einen friedlichen Schluß. „Immer“, schreibt Fries, „ist mir der Abschiedspaziergang nach dem Schloßli im Frühling 1800, ehe ich schied, von sehr lieber Erinnerung geblieben. Die Mädchen schmeichelten meine Hoffnungen, sahen mich als Dichter und Julie forderte einen Roman von mir: ihren Namen habe ich wenigstens meinem Romane auf den Titel gesetzt.“ Aber von Susette hätte er vielleicht andere Worte noch lieber gehört als die, welche sie am 28. Mai in sein Stammbuch geschrieben hat: „Que l'encens de la gloire ne vous empêche pas de chercher le vrai bonheur; l'un immortalise et l'autre fait jouir de la vie.“

4. Zweiter Aufenthalt und Habilitation in Jena.

1800—1803.

Der Sommer 1800 ging für Fries noch in ziemlich unstetem Leben hin, da seine nächsten Entwürfe nicht zur Ausführung kamen. „Hoffnungen bei Professor Scherer, der jetzt in Halle ist, mit Vortheil für Chemie arbeiten zu können“, so schreibt er im Juli aus Leipzig an Karl von Reischwitz, „rissen mich sogleich nach Ostern aus den Armen der guten Schweizer, bei denen ich wol noch einige Zeit glücklich hätte leben können, wenn ich nur irgendeine Aussicht für die Zukunft gefunden hätte. Aber bis zum Anfang des Juni hielten mich die Schwierigkeiten Pässe und Wechsel zu erhalten und besonders meine Anhänglichkeit an die Familie in Zofingen auf. Endlich kam ich durch Basel über die Grenze der Schweiz; ich reiste auf der fränkischen Seite über Kolmar nach Strassburg, schwindelte auf der Spitze des Münsters und ging über das wohlverschanzte Landau nach dem in Schanzen gar vergrabenen Mainz, passirte ohne viele Umstände die Vorposten, und kam nach Frankfurt und von da vor einigen Wochen nach Jena.“ Nun wollte er sich also „mit Scherer in Halle zur Redaction naturwissenschaftlicher Journale verbinden“, aber ehe er dorthin kam, traf er in Leipzig einen sehr begüterten Freund, Adolf von Heynitz, welcher ihm antrug, einstweilen dort und etwa künftig auf Reisen bei ihm zu bleiben. „Ich konnte dies zuerst nicht annehmen, um Scherer's willen; als ich aber nach Halle kam, fand ich mich ganz getäuscht. Scherer hatte die Professur aufgegeben, um in Berlin eine Steingutfabrik zu leiten, und so war es mit meinem ganzen Plane nichts.“ Auch sonst misfiel es ihm dort. „Das ist Dir ein Nest, das Halle“, schreibt er von da an Reischel, „ein großes Gewirr von engen, krummen, stinkenden Gassen, und seine Studenten und Professoren sind gar nicht nach unserm Geschmack. Mit Scherer hingegen harmonire ich sehr gut, und es thut mir fast leid ihn zu verlassen, da er sehr auf mich gerechnet hatte, doch rieth er mir selbst den Antrag anzunehmen.“ So verband er sich nun mit Heynitz in Leipzig, aber zunächst reisten sie über Wörlitz und Dessau zu den herrnhutischen Freunden nach Barby; Fries sah sie „mit einem besondern Gefühl von Heimweh, welches ihn zuweilen wünschen ließ, die Gesellschaft nicht verlassen zu haben.“ „Meinen wärmsten Dank“, schreibt er nach der Rückkehr an Reischel, „Dir und all den Guten, mit denen ich die paar Tage so voll inniger Freude in Barby verbracht habe; ich schäze Dich glücklich und wünsche

Dir noch lang in der Gesellschaft leben zu können; Deinen Rölbing wieder und die weiche Seele mit der Einbildungskraft aufgefunden zu haben, das will nicht wenig sagen.“ „Du mußt Rölbing und den guten Plitt alles Ernstes von mir grüßen, und ihnen melden, daß ich ob der guten Geistesnahrung in ihrer Gesellschaft ordentlich auch leiblich zu drühen (nach Schweizer Sprache) oder zu Fleische zu kommen anfang.“ Aber nun hieß es: „Schon wieder alles anders. Heute bekommt Heyniz die Nachricht, daß seine Mutter auf dem Sterbebette liegt, und muß eilends verreisen, schon morgen; ich gehe mit, aber ob er wiederkommt, weiß ich nicht, auf den Fall bin ich also neuerdings in den Wind gestellt.“ Fries fand auch, daß er neben Heyniz „zu gar keinem Lebensplan kam, da er ihn nicht einmal ruhig arbeiten ließ“. „Dies bestimmte mich“, schreibt er, „ihn im Herbst zu verlassen und mich wieder nach Jena zu wenden, um dort zu promoviren und mein Heil als Lehrer an der Universität zu versuchen.“ Im August war er noch in Dresden und Herrnhut; hier fehlte es auch nicht an Schmerz, nicht mehr dazu zu gehören; hier traf er Bruder und Schwester zuerst nach dem Tode der Mutter wieder; „mit Hüffel verschwägte ich einen ganzen Nachmittag; Dein Vater (der Bischof Johann Friedrich Reichel) war sehr freundlich gegen mich, aber er nannte mich Sie“. So empfand er denn auch seine Abreise von dort stärker als einen Abschied und als den Weg zu seinem nur um diesen Preis festzuhaltenden Beruf. „Ich fuhr in einer mondlosen sternhellen Nacht auf dem offenen Wagen von Meissen die Straße weiter, lange habe ich mich nicht in einer solchen Stimmung der Weihe befunden, es war gerade meine Geburtsnacht; der Fehler der Kantischen Darstellung des Sittengesetzes trat mir in voller Klarheit vor Augen, sodaß ich baldmöglichst damit ans Tageslicht treten werde.“ „Erschrück nicht“, heißt es in einem wenig spätern Briefe, „Kant's großes Handle wie Du wollen kannst u. s. w. ist meiner Meinung nach grundfalsch: die eigene Würde, die Würde der Menschheit ist's, von der allein ausgegangen werden muß. Fichte's Bestimmung des Menschen ist im Grunde eine Platitude.“ Im September 1800 war Fries wieder in Jena.

Jena fand Fries noch ungefähr so wieder, wie er es vor dreihalb Jahren verlassen; doch hatte sich auch einiges geändert. Im Jahre 1798 war Schelling, zwei Jahre jünger als Fries, als Professor extraordinarius in Jena angestellt und blieb bis 1805. Im April 1799 war aber Fichte's Entlassung und dessen Abzug nach Berlin erfolgt. In demselben Jahre hatte auch Schiller Jena verlassen, schon 1797 auch W. von Humboldt. Die Schlegel, beide seit 1796 in Jena,

blieben auch nicht mehr lange, Wilhelm bis 1801, Friedrich bis 1802; 1799 war die Lucinde und 1798—1800 das Athenäum erschienen. *) Im Jahre 1797 war Eichstädt nach Jena berufen, zuerst als Mitarbeiter von Schüz bei der seit 1784 begründeten Literaturzeitung, dann seit 1804 als Stellvertreter desselben bei Begründung einer neuen, sowie sonst im Amte. So fand Fries in Jena noch jene Kreise vor, worin auch Frauen, wie Frau Schüz, Algen und Paulus, F. Schlegel's Dorothea geb. Mendelssohn u. a., bedeutende Elemente waren, und worin mancherlei Emancipation die Nachwirkungen der französischen Revolution und Rehabilitation antiker Sitten zeigte. Doch diese reich ausgestattete, aber nicht immer sittlich correcte Gesellschaft wurde nicht die seinige, und obgleich ihn dies wol auch von verführerischen Zerstreuungen entfernt hielt, so wurde es in anderer Hinsicht und nachher selbst für die Ausbreitung und das Bekanntwerden seiner Schriften nachtheilig, daß er diesen um Goethe her gruppirten nicht ohne Grund gefeierten Kreisen fremd blieb. „Meine grenzenlose Menschenseu und Schüchternheit“, schreibt er, „störte mich gewaltig; selbst die in Jena mir geistig Befreundeten, wie Erhard Schmid, Tennemann, Justizrath Hufeland, Hofrath Schüz lernte ich nur zur Noth persönlich kennen, die Partei von Fichte und Schelling u. s. w. berührte mich fast gar nicht, und das Sonderbarste war, daß ich nicht einmal suchte mit Goethe und vor allem mit Schiller bekannt zu werden.“ Vielmehr um Fries selbst scharte sich ein Verein fast gleichalteriger junger Männer, welche sich für Philosophie, Medicin und Naturwissenschaft interessirten, und doch durch die Weise Schelling's, dem die Menge in Jena zuströmte, wol auch mit angeregt, aber nicht befriedigt, sondern abgestoßen wurde. Dahin gehörte Ludwig von Brangel aus Reval, früher russischer Offizier, aber wegen seiner Wunden zum Studium der Medicin übergegangen, Agathon Schmidt aus Pirnau, Georg und Wilhelm von Beaulieu-Marconnay aus Hannover, später in Oldenburg, St. A. Winkelmann aus Braunschweig (geb. 1780, gest. 1810), Clemens Brentano, Karl Benedict Hase aus Sulza, nachher lange in Paris, H. Lichtenstein, nachher Zoolog in Berlin, die Brüder Gries aus Hamburg, D. Kray aus Düren, von Coll, sehr geachtet in diesem Kreise, doch früh verstorben, Rehbein, später Leibarzt und Goethe's Arzt in Weimar, W. Erdmann, nachher

*) A. W. Schlegel (geb. 1767, gest. 1845) war von 1796—1801 in Jena, zuletzt als Professor; F. Schlegel (geb. 1772, gest. 1829) war von 1795—1802 als Privatdocent dort.

russischer General, Frister, Thielemann u. a. „Die Gesellschaft zur Rose“, so beschreibt sie einer dieses Kreises, Hofrath Kohler in München, indem er fast dieselben Namen hervorhebt *), „war weder Landsmannschaft, noch Bursche, noch Orden; das Verhältniß Brentano's zu uns war durchaus imponirend, weil ihm ein Schlagwiz zu Gebote stand, dem nicht leicht einer widerstehen konnte; an Wrangel und auch an Kray und Fries wagte er sich weniger.“ „Grüße mir die lieben Bruchstücke unsers Rosencirkels“, schreibt ein anderer, Johann Krause, im Jahre 1802 aus Bordeaux. Mehrere von diesen wurden bald auch dadurch Fries näher gebracht, daß er sich bestimmen ließ, ein Haus in Jena zu kaufen, welches man ihm wohlfeil anbot (es ist das auf dem sogenannten Nonnenplan an der Südseite mit einem Garten belegene), denn eben dies Haus wurde nun eine Art von Kloster und Phrontisterion für Fries' Freunde, welche dort Zimmer von ihm miethen, dort zusammen essen und jeden Augenblick leichter zusammen sein konnten, wenn es gleich sonst für Fries, welcher für Abwartung auch einer leichten Verwaltung dieser Art nicht im mindesten paßte, finanziell ein sehr schlechtes Geschäft wurde und sein kleines Erbtheil zu früh wieder aufreiben half.

Schon im Winter von 1800 auf 1801 seine Lehrthätigkeit anzufangen fand Fries doch nicht mehr ausführbar; er zog es denn vor, selbst noch anatomische und physiologische Vorlesungen zu hören. „Ich faßte“, schreibt er, „den kühnen Entschluß, diesen Winter noch Anthropologie zu lesen, fing eben an darauf los zu arbeiten, wurde dadurch zum Hofrath Schüz getrieben, aber dort scheiterte dieser Entschluß; dagegen versprach mir Schüz einen Verleger meiner Antisichtiana zu verschaffen und dann werden sie ja hoffentlich bald in der Allg. Lit. Z. recensirt werden. Ich arbeite also jetzt (September 1800) eifrig an denselben und will mich für nächsten Sommer bereiten, drei Collegia zu lesen; bis dahin müssen auch meine Chemica und Psychologica druckbar werden.“ „Aber um Gottes willen“, sagt er Reichel, „beneide mich nicht mit meiner hungrigen Existenz; nein ich preise euch glücklich bei eurer idealischen Bedürfnislosigkeit; sichere Aussichten auf die Zukunft lernt erst der recht schätzen, der sie nicht hat.“ Er klagt nun auch sonst über die jenaischen Zustände. „Man kann jetzt im Gebiete der Philosophie in Deutschland allen möglichen Unsinn gelten machen, wie Schelling, Bardili u. s. w. die besten Beweise geben, wo manche

*) Clemens Brentano's Gesammelte Schriften, VIII, 38. Ueber Winkelmannt daselbst S. 18.

Leute noch glauben wunder was für Weisheit dahinter steckt. In Schelling ist die philosophirende Vernunft rein toll geworden, kümmere Dich auf mein Wort um den Bettel gar nicht; er ist wieder hier und wird täglich alberner. Jetzt liest auch Friedrich Schlegel hier Transscendentalphilosophie und hat nicht übel angefangen, die gesunde Vernunft zu ohrfeigen; gestern war er albern genug zu sagen, der Satz des Widerspruchs und des zureichenden Grundes wären durchaus nicht von absoluter Gültigkeit, sie sind nur praktisch, gelten nur in einer gewissen Sphäre; die Philosophie besteht in nichts als einer unendbaren Reihe von Widersprüchen, und das glauben denn eine Menge hiesiger Studenten mit größter Leichtigkeit, als ob sie sich wirklich etwas dabei denken könnten.“ Das Weihnachtsfest brachte Fries bei Christlieb Reichel in Barby zu, den Uebergang ins neue Jahrhundert auf dem Rückwege in Leipzig: „einer Procession der Universität aus einer Kirche in die andere sahen so viele Menschen zu, daß niemand etwas davon sah; ich hatte von dem Ganzen nichts als die Kälte und eine lieberliche, langweilige, lateinische Rede; im Herausgehen wurde ich so dreieckig gedrückt, daß ich tagelang nicht wieder in die natürliche Gestalt kam; die Musik und die Illumination war recht artig, und, sowie alle Almanache, voll von der Ueberzeugung, daß nun alle Noth am Ende ist.“

Am 21. Febr. 1801 erfolgte nun auch Fries' Promotion zum Doctor der Philosophie. Die Leistungen, welche man dazu vorher von ihm gefordert hat, beschreibt er Reichel, welcher danach gefragt hat, und dem „vielleicht selbst nach so hohen Ehren der Mund wässert“. „Erst geht man zum Dekan der Facultät, der ist sehr freundlich, und sagt, es wird 45 Thlr. sächsisch kosten, weist einen aber ab und verlangt, man müsse mit einem lateinischen Schreiben an die Facultät bei ihm einkommen. Das thut man; nun fragt er bei allen Facultisten, ob sie gewilligt sind den Candidaten als Doctoranden anzunehmen, die sagen ja und einige von ihnen bestimmen zugleich eine Stunde, zu welcher man sich bei ihnen einfinden soll zu einem Privateramen bei jedem einzelnen. Mich beschied nur der Physiker Voigt wegen Mathematik, und ein alter Hofrath Hennings, ein Mann dem das Lesen hier untersagt ist, wegen Logik und Metaphysik zu sich; ich antwortete diesem soviel möglich in Ausdrücken, welche in der alten Terminologie der Logik nicht vorkommen, und brachte es damit auch sogleich so weit, daß er mich nie wieder zum Worte kommen ließ; auch dauerte die Tragödie bei ihm nur 10 Minuten. Vorher aber schon hatte ich die 45 Thlr., welche den nervus rei ausmachen, entrichtet; ich wurde

also sofort beschieden, mich den 21. Febr. um 3 Uhr vor der versammelten Facultät einzufinden. Hier las der Defan einiges Lateinische ab, unter andern eine Eidesformel, in der ich beschworen habe nichts gegen die Augsb. Confession zu lehren. Ich that dann den Schwur; der Defan rief mich als Doctor aus und gratulirte mir, alles lateinisch, ich aber antwortete mit einem deutschen Dank und ging. Nun war ich Doctor; weiter sollte ich aber auch habilitirter Privatdocent werden. Ich supplicirte darum in einem deutschen Schreiben. Zugestanden gegen Erlegung von einem Species für die Erlaubniß zu disputiren und einem pro praesentia decani bei der Disputation. Das Disputiren bleibt auf den Sommer verschoben, aber vor der Hand mußte ich eine halbstündige Vorlesung zur Probe halten. Ich sprach daher lezten Sonnabend vor ihnen über die Zurückführung der Geseze der reproductiven Einbildungskraft auf ein inneres Grundgesez, worauf mir der Defan die Erlaubniß erteilte, auf hiesiger und allen Akademien frei zu lehren. So weit wären wir. Im Sectionskatalog stehe ich nun auch mit Anthropologie und Metaphysik.“

Mit dem Sommer 1801, wo er sich auch sein für 1510 Thlr. erstandenes Haus eingerichtet hatte, fing er nun auch sein Dociren an, aber allerdings mit ziemlich geringem Erfolg. Der Grund davon lag zum Theil in der Fortdauer der ihm ungünstigen Stimmung, welche er schon immer beklagt hatte. „Hier haben“, schreibt er an Karl von Bezschwitz, „seit langem die Studenten allein die Frage was ist Wahrheit zu entscheiden, d. h. sie wird nach einem ungefähren Wurf der Mode und oft für den besten Charlatan entschieden. Den Winter konnte man in Schlegel's und Schelling's Hörsälen den ausgesprochensten Unsinn von der Welt hören. Schlegel, nämlich Friedrich, machte es aber zu bunt, er sprach ungeheuer viel vom Absoluten und dem Enthusiasmus so verworren und mit so schlechtem Vortrag, daß er jetzt keinen Zuhörer mehr bekam. Schelling allein gilt. Aber wie? Bis vorigen Winter war sein Hauptverdienst Unverständlichkeit, zwischen welcher ein paar pomphafte Sätze klingelten. Noch im Winter lieferte er ein Amalgam von Fichte'schem Idealismus und seine eigene Naturphilosophie, worin auf den Altären, welche Fichte der Tugend und dem Recht errichtet hat, nur der Kunst geopfert wurde; Tugend und Recht wurden unter die Füße getreten und statt dessen lieferte man eine Physik und Chemie a priori. Diesen Sommer nun hat er etwas viel Deutlicheres zu geben angefangen, und da kommt es dann am Ende auf eine Vereinigung von Spinoza und Fichte (= Leibniz) heraus, welche er weit vernünftiger aus Jacobi abschreiben könnte.

Es wird also nun bald Zeit sein, ihn mit dem klaren baaren Kantianismus zu widerlegen. Von Fichte hat er sich nach seinen eigenen Erklärungen jetzt getrennt; die werden also wol auch bald aneinandergerathen, denn grob sind sie beide nach Noten. Reinhold hat wieder eine neue einzig mögliche Weisheit in der absoluten Identität des Schwaben Bardili aufgefunden; Schelling behandelt ihn deshalb sehr grob und genauer zugehört spricht er ihm doch nach. Mir gefällt dieser Gang der Sache. Fichte hätte allmählich wieder auf die lautere Wahrheit des Kantianismus mit andern Worten zurückkommen können und dem alten Kant vielleicht gar den so wohlverdienten Ruhm entreißen; aber nun hat Schelling alles wieder zum declarirten Dogmatismus zurückgeführt und dagegen wird Kant gewiß wieder aufkommen. Davon hast Du keinen Begriff, wie geduldig die Studenten sich hier, seit Fichte sie daran gewöhnt hat, der mit allem eigenen Feuer doch wirklich den philosophischen Geist hier ganz getödtet hat, Unsinn vorreden lassen, sodaß sie halbe Jahre lang von allem nichts verstehen was vorgebracht wird. Natürlich setze ich mich durch diese Schilderung dem Verdachte des Broineides aus, aber Du hast einmal meine Meinung verlangt und die gebe ich Dir."

Doch nicht nur auf diese Verhältnisse, auch auf seine eigene Ungeübtheit im Dociren schiebt Fries die Schuld der geringen Erfolge seiner ersten Docententhätigkeit. „Ostern 1801“, schreibt er, „sag ich meine Vorträge an mit einem etwa zehnstündigen Publikum“, d. h. nicht wöchentlich, sondern mit zehn Stunden, „über die Kunst zu philosophiren; dies wurde bis zu Ende sehr stark besucht. Im Sommer las ich dann philosophische Anthropologie vor einer Gesellschaft von 14 mir näher bekannten Zuhörern, die mir sehr treu blieben, ungeachtet ich entsetzlich verlegen war und jeden Vortrag vollkommen ausgearbeitet auf das Katheder bringen mußte, um ihn nur abzulesen.“ „Ich bot Metaphysik aus“, schreibt er an Reichel, „und bekam keine Zuhörer; Logik und Ethik wollte ich noch lesen, aber es war gut, daß ich's ließ“; er bemerkt übrigens, daß in demselben Semester auch „viele andere Philosophen, sogar Schmid, der noch obenein Prorector ist, nichts haben lesen können“. „Außerdem gebe ich noch eine Privatstunde in der Mathematik für vier Carolin; aber mit so magerer Kost kann ich's in die Länge im Dienst der Göttin der Weisheit doch nicht aushalten.“ Im Winter von 1801 auf 1802 geht es nicht besser. Zuerst „am 30. Oct. 1801“, schreibt er, „disputirte ich endlich auf eine gewaltig nachlässige Weise, indem ich diese mir widrigen Formalitäten gänzlich verachtete; ich ließ dazu eine höchst nachlässig entworfenene

Abhandlung de intuitu intellectuali drucken, ohne sie nur selbst zu revidiren, sodaß manches ganz Sinnlose darin mit unterläuft"; „schlechtes Latein“, sagt er anderswo über diese Schrift, „und ein kühnes Unternehmen treffen zusammen“. Er erhielt dann für den Winter in einem Privatcollegium über Logik und Metaphysik zwar mehr Zuhörer als vorher, aber solche die ihm fremd und für seine Vorträge zu unvorbereitet waren. „Ich habe dennoch“, sagt er, „Dank sei es dem Kaiser aller Reußen, ein Auditorium von 30 Zuhörern, meist Polländer; Freund Schmidt hatte mir eine bedeutende Anzahl seiner Landsleute zu Zuhörern zugeführt. Aber mit diesen machte ich sehr schlechte Geschäfte; diese jungen Leute wußten natürlich noch gar nichts von Philosophie und ich sprach doch vor ihnen wie vor einer Akademie der Wissenschaften; sie verstanden mich daher bald gar nicht mehr, sodaß ich nur mit Mühe die Vorlesungen bis zu Ende fortsetzen konnte; dieser Fehler des zu schwierigen Vortrags ist mir zum großen Theil immer geblieben.“ „Es geht mir nicht zum Besten“, klagt er Reichel im Februar 1802, „meine Zuhörer schwänzen fürchterlich; Gott weiß, wie es mir zu Ostern geht.“ Schon in seinem ersten Semester hatte ihm daher auch sein Freund Winkelman gerathen, ein ganz kurzes Compendium zu schreiben, damit solche Zuhörer etwas in die Hände erhielten, wodurch verhütet werden könnte, daß die Vorlesungen ganz für sie verloren wären, und wirklich arbeitete Fries dazu schon im Sommer und dann in den Herbstferien 1801 sein kleines „System der Philosophie“ aus, „als Auszug“, wie er sagt, „aus seiner Kritik und den doctrinalen Schriften von Kant nebst Vergleichung einiger Kantianer“, „mit Anhang der aus Kant's Sittenlehre ausgezogenen Ethik und einer von ihm selbst neu entworfenen Teleologie“. Aber der Buchhändler Stahl, welcher mündlich versprochen hatte dieses Compendium zu verlegen, trat, von einigen Zuhörern Schelling's irregemacht, zurück und ließ mich in Stich; dies verdarb mir für den Winter das Spiel; ich hatte meine Zuhörer darauf vertröstet in jener Zeit, wo das Gestehtictiren bei uns noch nicht Sitte war“; er nennt es „einen schlimmen Streich, der auf sein ganzes Leben bedeutenden Einfluß erhalten habe“, denn „im Sommer“, sagt er, „hatte ich mit leidlichem Beifall gelesen“, und ohne das Buch habe er sich nun mit den neuen ihm noch fremden Zuhörern nicht verständigen können“. Erst nachher im Jahre 1804 ließ er dies so entstandene kurze „System der Philosophie als evidente Wissenschaft“ in Leipzig drucken, und er beklagte es später auch noch aus andern Gründen, daß ihm dies und der Gebrauch des Buches

bei Vorlesungen nicht schon 1801, wo es fertig war, möglich gewesen sei. „Ich würde dann“, sagt er, „die Darstellung des Systems in neuen Auflagen vervollkommen haben und meine andern Werke zur Fortbildung der Kantischen Lehre immer in bestimmter Verbindung mit den einzelnen Theilen dieses Systems gehalten haben; dies konnte ich nachher nicht, weil ich das System fallen lassen mußte und dadurch zu einer weit zerstreutern Ausführung kam.“

Im Sommer 1802 erfüllt sich denn auch die Besorgniß. „Ich habe“, schreibt er an Reichel, „gar kein Collegium zu Stande gebracht; es geht aber den andern Philosophen nicht besser, wiewol Schelling nicht liest“; die vierzehn Vorlesungen des Letztern über die Methode des akademischen Studiums, welche nach ihrer Vorrede in diesem Sommer gehalten wurden, waren vielleicht im Juni, wo dies geschrieben ist, schon beendet. Im Juli ließ sich Fries durch Freunde bestimmen, den Harz zu besuchen; er sah Blankenburg, die Rosttrappe, die Höhlen, den Brocken und ging über Göttingen zurück, wo er Arnold Heise kennen lernte. Ein anderer junger Jurist, welcher bald sehr bekannt werden sollte, suchte in Briefen Fries' Bekanntschaft, Savigny, damals als dreiundzwanzigjähriger Privatdocent in Marburg mit der Bearbeitung seiner Lehre vom Besitze beschäftigt (s. die Beilage 2). Im August berichtet Fries: „Jetzt geht der Mathematiker Stahl von hier ab, der einzige, der Zuhörer hatte, und verspricht mir alles zu thun, was er kann, um mir seine Zuhörer zuzuführen; ich werde also kommenden Winter hier doch wieder lesen und habe mathematische Vorlesungen angekündigt auf gut Glück.“ Doch auch dies scheint nicht recht zur Ausführung gekommen zu sein. „Hier“, schreibt er im October, „hicanirt mich die philosophische Facultät; ich hoffe wenig von meinen mathematischen Vorlesungen; die Elemente der reinen Mathematik sind auf die Dauer doch etwas sehr Ennuyantes, wenn sie nicht sehr gut bezahlt werden.“ „Bald nach Weihnachten 1802“, schreibt er ferner, „dachte ich Schmidt zu folgen, der mir die Mittel anbot, mit ihm an das Carolinum in Braunschweig zu gehen, um dort mit ihm Medicin weiter zu studiren, wofür ich schon Anfänge gemacht hatte, ja gar so naseweis geworden war, im Glauben an die Erregungstheorie »Regulative für die Therapeutik« zu schreiben, die damals gedruckt und sehr schonend aufgenommen wurden.“ Nach Göttingen, wohin Winkelman vorangegangen war, dann nach Düsseldorf, wo Kray die Stiftung eines akademischen Gymnasiums mit einer philosophischen Professur erwartete, dachte er auch eine Zeit lang übergehen zu können.

Indessen blieb Fries in Jena, und eben dieses Jahr von 1802 bis 1803 und seine unfreiwillige Muße darin wurde desto ergiebiger für seine schriftstellerische Thätigkeit. Zwei größere philosophische Schriften brachte er darin zu Stande, die polemische Schrift mit dem Titel „Reinhold, Fichte und Schelling“ und die philosophische Rechtslehre; dazu kamen noch außer den soeben genannten „Regulativen“, welche 1803, und außer dem „System der Philosophie“, welches 1804 zu Leipzig gedruckt wurde, die Vorarbeiten zu einer Religionsphilosophie, „welche aber“, wie er sagt, „in der Art nie vollendet wurde, sondern sich später in meine Schrift Wissen, Glauben, Ahnung (Jena 1805) verlor“, und eine anonyme Streitschrift.

Die erste unter diesen, die Schrift „Reinhold, Fichte und Schelling“, machte ihren Verfasser zuerst in größern Kreisen bekannt. „Die auf dem Titel genannten Philosophen haben schon mehrere Gegner gefunden; aber zuverlässig noch keinen, der tiefer in den Geist des kritischen und ihrer eigenen Systeme, die jenes berichtigen und begründen sollten, eingedrungen und der jenen drei Philosophen in Ansehung des Scharfsinns und der Gelehrsamkeit so gewachsen wäre“; „diese Schrift verdient in der Geschichte der neuesten Philosophie eine der ersten Stellen und ist für diese selbst sehr wichtig“. Das waren die ersten Worte einer ersten Recension, durch welche der bis dahin noch völlig unbekannte Fries deutschen Lesern zum ersten male vorgestellt wurde *); nicht oft wird ein Anfänger in seine literarische Laufbahn so eingeführt sein. Und doch, wenn es berechtigt und wichtig war, philosophische Systeme nicht so sehr nach den Ergebnissen zu richten, zu welchen sie führten, sondern mehr noch nach der Methode, durch welche sie dahin gelangten; wenn für diese die Forderung begründet war, daß ein regressives kritisches Verfahren dem progressiven Construiren und Dogmatifiren vorhergehen müsse und daß dieses ohne jenes willkürlich und ungerechtfertigt sei, und wenn hiernach gemessen die Leistungen der genannten nach der von Kant richtig eingeleiteten Naturforschung der menschlichen Erkenntniß allerdings nicht als Fortbildungen und Förderungen, sondern nur als Unterbrechungen und Beschädigungen derselben anerkannt werden konnten; wenn dies alles zu vertreten und weise auszuführen überhaupt Fries' Standpunkt in der Geschichte der Philosophie und wenn er dadurch für diese überhaupt ein werthvolles „Organon“ werden sollte, so waren jene Ausdrücke der Anerkennung auch schon für den Anfänger nicht übertrieben; diesen Standpunkt,

*) Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung, 1803, November, Nr. 320—321.

vertheidigt durch eine in vieljährigem Selbstdenken und Selbstbeobachten gewonnene Reife der Selbsterkenntniß, und von jeher auch durch einen nüchternen niemals zu Großthun mit bloßen Geistes- und Witzespielen verlockten Ernst, hatte er schon hier gewonnen und dargelegt. Schon hier war ein begründetes Verwerfungsurtheil ausgesprochen gegen das Ideal einer aus einem einzigen höchsten Grundsatz abzuleitenden Wissenschaft, und die Nachweisung gegeben, daß ein solches schon als Aufgabe falsch und unlösbar sei, und daß die von Fichte und Schelling angebotenen Leistungen zur Verwirklichung desselben Illusionen seien. Inhalt der Erkenntniß kann gar nicht aus einer allgemeinsten Formel, wie $I\dot{c}h=I\dot{c}h$, abgeleitet werden; aus einem einzigen, auch weniger hohlen und allgemeinen Satz allein folgt gar nichts, sondern nur wenn er mit einem zweiten verglichen und wenn dann aus beiden als aus zwei Prämissen ein Schlußsatz gezogen wird, und zu jedem andern Schlußsatz sind dann wieder zwei andere Prämissen erforderlich. Vielmehr „unsere Vernunft ist eine Erregbarkeit, welche nur durch einzelne Reizungen oder Affectionen zu Lebensäußerungen bestimmt werden kann; ihre Aeußerungen sind das Erkennen; durch die sinnliche Affection der Vernunft kommt aller Gehalt und alle Mannfaltigkeit in die Erkenntniß bei der unmittelbaren Anschauung in der Empfindung; durch die bloße Form dieser Erregbarkeit wird die Einheit und Nothwendigkeit der Erkenntnisse, die Form des Wissens bestimmt werden; diese wird aber für sich eine durchaus leere und gehaltlose Form sein, wenn sie nicht continuirlich durch sinnliche Affectionen erregt wird“. Fries nennt die eine Einseitigkeit, welche die von der Form der Vernunft, von der „Reaction dieser Form gegen die sinnliche Affection in Mathematik und Philosophie“ ausgehende Einheit selbst als das constitutive Princip betrachtet, aus dem sich alles Wissen müsse entwickeln lassen, und welche er Fichte und Schelling vorwirft, „Rationalismus“, und die dieser entgegengesetzte andere Einseitigkeit, welche „als einziges constitutives Princip die Mannfaltigkeit der sinnlichen Anschauung anerkennt“, „Empirismus“. Aber „der Kriticismus“ stellt sich dem Rationalismus und Empirismus zugleich entgegen, indem er von keinem constitutiven Gesetz ausgehen, sondern nur regulative Maximen zu Grunde legen will. Er setzt der Einseitigkeit des Rationalismus den Beweis entgegen, daß nur durch die einzelne sinnliche Erkenntniß uns eine Erkenntniß des Differenten möglich wird, ohne Mannfaltigkeit aber die Einheit eine bloße leere Form ist. Gingegegen die Einseitigkeit des Empirikers und Skeptikers hebt er durch den Beweis auf, daß dieser selbst die gemeine Erfahrung, das alltägliche Bewußt-

sein in dem wir leben, nicht begreiflich machen kann ohne die Einheit und Nothwendigkeit, welche aus keiner Affection entspringt.“ Und für diesen Beweis des Criticismus, die Hauptaufgabe seines Lebens, lieferte nun die Schrift schon so bedeutende Beiträge, daß man schon damals die geringe Beachtung, welche sie fanden, aus der bereits eingetretenen Ermüdung für eigentliche profaische und wahrhaftige Erforschung der menschlichen Erkenntniß nach Kant's Vorgange und aus dem an die Stelle getretenen Rückfalle in Dogmatismus und Verlangen nach poetischer Nahrung und Erregung der Phantasie wird erklären müssen.

An seiner zweiten Schrift aus dieser Zeit, der philosophischen Rechtslehre, hatte Fries selbst ein besonderes öfter von ihm bezeugtes Wohlgefallen. Die philosophische Rechtslehre soll nach Fries ganz philosophisch und idealisch Regeln aufstellen, „denen nur gleichzukommen das höchste Ziel irgendeiner positiven Gesetzgebung sein würde“. „Jede Wissenschaft der praktischen Philosophie hat nach ihm eigentlich nur eine rein philosophische allgemeine Idee, und entsteht nur daraus, daß diese auf das ganze Gebiet der Erfahrung angewendet wird und für diese ein Gesetz gibt. So ist auch in der Rechtslehre die Idee der Gleichheit der Personen das einzige reine Princip; sie gibt nicht nur dem ganzen Inhalte der Rechtslehre das Gesetz, sondern sie theilt ihr auch durchgängig ihre praktische Nothwendigkeit mit.“ „Die rechtliche Gleichheit ist nicht nur ein Princip für ein willkürliches vernünftiges Arrangement in der Gesellschaft, dessen Tendenz ganz politisch und ohne Nothwendigkeit wäre, sondern ein nothwendiges Gebot.“ „Das Gesetz des Rechts entspringt aus unserm eigenen Innern, wir lernen es nicht von der Natur, sondern wir setzen durch dasselbe als ein Gesetz der Freiheit die Gesellschaft der Menschen der Natur entgegen. Es ist nur als eine Aufgabe gegeben; es soll durch die eigene Thätigkeit der Menschen erst unter ihnen eingeführt werden.“ Da demnach jede positive Gesetzgebung, welche auch physische Nöthigungen und Zwang zu ihrer Anerkennung hinzubringt, sich dieser Idee nur nach und nach unter Hindernissen mehr oder weniger annähern kann, so wird dadurch ihre Kenntniß zu einer von der philosophischen Rechtslehre völlig geschiedenen Erfahrungswissenschaft, nach welcher der Richter im einzelnen Falle allein zu urtheilen hat. Für die philosophische Rechtslehre, welche hiernach nur für den Selbstdenker und praktisch etwa nur noch für den Gesetzgeber ein Interesse hat, gewinnt Fries nun die Gliederung nach der Form des Syllogismus. Wie der Obersatz die Regel feststellen und der Untersatz aus der Erfahrung die Fälle herzubringen soll, so bedarf es zuerst einer allgemeinen Gesetzgebung

als Antwort auf die Frage nach der Idee des Rechts, und dann nach dieser Wissenschaft des Obersatzes einer erst die Erfahrung hörenden Wissenschaft des Untersatzes, der Politik, welche nun zu fragen hat, wie es zu machen sei, daß jene Idee in der menschlichen Gesellschaft Rechtens werde; und aus Vergleichung der Vorschriften der Politik mit den Forderungen der allgemeinen Gesetzgebung soll sich dann an der Stelle des Schlusssatzes auch eine Kritik aller positiven Gesetzgebung ergeben. Nach diesen drei Theilen ist die Schrift nun auch ausgeführt, und ist in ihrer Kürze doch auch reich an eigenthümlichen einzelnen Gedanken, wie z. B. verworfen wird, das Verhältniß zwischen Regent und Volk als Vertrag zu betrachten, da kein Richter da sei in streitigen Fällen zwischen beiden zu entscheiden, vielmehr zwischen beiden nur entweder Treu und Glauben oder Gewalt gelte.

Noch weiter in seinem Umfange und Ueberblick und noch knapper und kürzer in seiner Ausführung war das schon 1801 von Fries bearbeitete „System der Philosophie als evidente Wissenschaft“, welches erst jetzt im Jahre 1804 gedruckt erschien, beinahe schon die Grundzüge für alles, was er nachher in zwiefacher Ausführung, nämlich zuerst in der Kritik der reinen Vernunft regressiv, und dann in den Systemen der Logik und Metaphysik wie der praktischen Philosophie progressiv ausgeführt hat, nach jener Forderung, daß was das sei, was aus dem menschlichen Geiste selbst Einheit und Nothwendigkeit zu dem bloß durch Anschauung und Erfahrung zu gewinnenden Erkenntnißstoff hinzuzubringen vermöge, selbst erst empirisch und kritisch erkannt werden müsse, ehe man es auch nur theoretisch in progressiver systematischer Darstellung verwenden dürfe. Als die Hauptideen, durch welche sich dieses sein System von den frühern Darstellungen der kritischen Philosophie unterscheide, bezeichnet Fries in der Vorrede, welche vielleicht mehrere Jahre später als das Buch selbst geschrieben ist, die anthropologische Begründung der Metaphysik, wodurch allein neuer ephemerer Dogmatismus fern zu halten sei, ferner die demgemäße Anordnung auch der praktischen Philosophie und für diese die Geltendmachung des Begriffs der Würde der Person statt der leeren Formel des kategorischen Imperativs, dann für die Naturwissenschaften die Unterscheidung constitutiver Gesetze von bloß heuristischen Maximen, weiter die Ideen einer Kunstanschauung der Natur als Princip auch der Religionslehre und endlich mehrere Entdeckungen in der Logik, auch diese wol vornehmlich durch die sorgfältigen psychologischen Zergliederungen, welche er der Darstellung ihres Systems vorangeschickt hatte. Wie sieht in dieser Schrift die knappe Kürze, welche kein un-

nützes und kein leeres Wort sagt, die Klarheit und Wahrhaftigkeit, welche stets weiß und unterscheidet, was und worüber sie spricht, von dem Zungenreden und der Mystification mancher hochgepriesener Zeitgenossen ab! Doch hat ihm die Schrift selbst später nicht mehr genügt, wenn er auch (s. oben S. 77 f.) beklagt hat, daß er sie nicht ohne Unterbrechung habe fortbilden und vervollkommen können.

Doch freilich vermochte Fries mit diesen Mitteln das verwöhnte Ohr der jenaischen Studirenden noch immer nicht zu fesseln. Verhandlungen über eine Professur in Dorpat, wo ein Freund von Fries, Otto von Ungern-Sternberg, Syndikus und dessen Bruder Vicecurator war, führten im Winter von 1802—1803 auch zu keinem Ziele; ebenso der Plan eines Freundes, C. Kray in Düsseldorf, ihn an das akademische Gymnasium zu bringen, welches dort neu begründet werden sollte. Auf die Frage Reichel's, welche Schriften Schelling's er lesen sollte, hat Fries jetzt (26. Febr. 1803) nur die Antwort: „Willst Du die Glorie seiner Tollheit lesen und zugleich das am besten geschriebene, so lies den Bruno und die neue Zeitschrift für speculative Physik, — das unverständlichste, so lies die Einleitung und den Entwurf seines Systems der Naturphilosophie, auch die erste Zeitschrift für speculative Physik; das vernünftigste ist die «Weltseele eine physische Hypothese», wiewol die Hauptidee darin eine Tollheit ist. Das Gute liegt bei ihm so mit dem Schlechten durcheinander, daß es eine herkulische Arbeit ist aus seinen Sachen klug zu werden; Du hast an meinem Reinhold, Fichte, Schelling von S. 132—172 ebenso viel als an all seinem Geschreibe, nur mußt Du S. 160—172 sehr sorgfältig lesen.“ Dieser Unmuth preßte ihm damals auch eine anonyme satirische Schrift aus: „Ich bin“, schreibt er dem Freunde, „zum Pasquillanten geworden im weitern Sinne des Worts; das dumme Zeug was Schelling jetzt schreibt, verdient nur Spott.“ Die Schrift führt den Titel „Sonnenklarer Beweis, daß in Prof. Schelling's Naturphilosophie nur die von Hofrath Voigt in Jena schon längst vorgetragenen Grundsätze der Physik wiederholt werden, ein Neujahrsgeßent für Freunde der Naturkunde“ (Leipzig 1803); schon 1793, hieß es hier, habe Voigt „mit größerm Lichte und Erfahrungheit, aber mit weniger glänzenden Worten gesagt, was jetzt aus Schelling's Mund und Feder die Welt mit Lärmen erfülle und die Köpfe der jungen Studirenden schwindeln mache“; dann wird ein Brief eines in Jena Medicin studirenden Freundes mitgetheilt, welcher durch Schelling und die Naturphilosophie sich „befreit fühlt von aller Pedanterie der Anatomie, Therapeutik, Materia Medica. Mit vier Weltgegenden und vier Stoffen bezwingen

wir jede Krankheit. Ist es denn das Ziel des Arztes nützlich zu sein? soll er sich zum gemeinen Handwerker erniedrigen? nein, sein Leben ist das Leben eines Künstlers! o es ist ein herrlicher Gedanke, wenn der Arzt wie ein Held fortschreitet auf seiner großen Bahn, nicht achtend die einzelnen Leute, die rechts und links neben ihm fallen, er opfert den Einzelnen auf, um für das Ganze zu sorgen“. Doch diese Laune schützt ihn nicht vor zunehmenden Schulden, die Rechtslehre und das System sind auch noch nicht gedruckt, so bricht er im Frühjahr 1803 noch einmal sein Leben in Jena ab und nimmt das öfter abgelehnte Anerbieten seines Freundes von Heynitz an, auf dessen Kosten eine größere Reise mit anzutreten. „Seine Mutter“, schreibt Fries, „war gestorben, und er nun ganz sein eigener Herr. Mir überbot dieser Vorschlag jeden andern, die Zukunft wurde vergessen und ich lebte nur in der Gegenwart.“

5. Reise durch Frankreich und die Schweiz.

1803—4.

Ein ganzes Jahr, vom Mai 1803 bis Ende Mai 1804, ging nun für Fries auf dieser Reise mit Adolf von Heynitz hin; er hat auch selbst Briefe genug und längere Reiseberichte darüber nachgelassen, welche freilich bisweilen gerade da am dürftigsten sind, wo man sie am liebsten ausführlicher hätte. Nicht so sehr die Menschen, das Volk überhaupt oder hervorragende Einzelne, auch nicht die Wissenschaft, Lehranstalten und Bibliotheken, sondern fast nur Natur- und Kunstschönheit waren es, worauf nach diesen Beschreibungen die Aufmerksamkeit der Reisenden gerichtet war. Es fehlt auch nicht an Klagen von Fries über den Begleiter: „Als gebundener Gesellschafter und in solcher Gesellschaft wiegen sich die Freuden der Reise mit ihren Leiden auf und ich bin so gut wie müßig dabei, welches mir nicht gut ist.“ „Während der Reise“, heißt es auch, „gab ich mir viele Mühe, meine Phantasie in dichterische Bewegung zu bringen, aber ohne Erfolg; nur einige Anflänge habe ich später in Julius und Evagores verwenden können.“ „Ohne Geschäft, ohne einen bestimmten wissenschaftlichen Plan für die Reise konnte ich die Phantasie frei walten lassen, wenn sie Zeugungskraft besessen hätte; diese Ausbeute blieb aber sehr gering.“

„Bisher“, schreibt er im Juni 1803 aus Linz an Freund Reichel, „habe ich unterwegs wenig gescheute Gedanken gehabt: ich habe nichts gethan als mich umgesehen, und dabei denkt man auf der Stelle nicht viel, oder was sehr gewöhnlich war mich beregnen lassen, und dabei denkt man gar nichts, befindet sich aber desto übler. Unsere Art zu reisen hat viel Bequemes, aber man macht keine Bekanntschaften, weil es zu schnell geht, außer mit Wirthen und Bedienten.“ Und im September 1803 aus Bern: „Du klagst über Mangel an Menschenbeobachtung und hast sehr recht, aber für die glaube ich verdorben zu sein; Reinlichkeit und Schmutz, Kriecherei und Stolz sind das einzige was mir abwechselnd auffällt; ich habe mich hier fast einzig mit der Natur beschäftigt.“ Die Reise führt zunächst von Dresden über „Teplitz, Karlsbad und Eger nach Regensburg und von da über Passau nach Linz, wo wir unsern Wagen stehen ließen und in damaliger unbequemer Weise auf ein paar verbundenen Pontonkähnen, die Bretter und Töpferzeug geladen hatten, die Donau hinab nach Wien fuhren. In Wien blieben wir zwei Wochen, die Stadt, ihre Kunstschätze und ihre schönen Umgebungen zu beschauen“; im Prater staunt Fries über die ungeheuere Consumtion der Wiener, die dabei „so fröhlich waren, daß man mehr am Zusehen als am Essen hatte; derb, gutmüthig und fröhlich wie sie sind haben mir die Wiener und die runden glatten Wienerinnen sehr gefallen, versteht sich, daß ich es mit letzteren beim Zusehen betenden ließ, wiewol wir einen sehr dienstfertigen Lohnbedienten hatten“. Ueber Salzburg, München, Augsburg gelangen die Reisenden an den Bodensee und dann nach Zürich zu längern Fußreisen durch die Schweiz von dort aus. „Kennst Du den Berg und seinen Wolfensteg?“; gerade am 23. August (Fries' Geburtstag) zogen wir da herüber. Den Tag vorher hatten wir im Schneegeflöber unter freiem Himmel zwischen Felsen und Eis der Furka zu Mittag gegessen, noch am heute Morgen hatte es auf den Höhen geschneit, aber sowie wir über die Plaine des Gotthard hinübersehen konnten, erschien uns Italiens ewig heiterer Himmel im reinsten Blau, wir folgten den klaren Wellen des wilden Tessin und waren schon den andern Mittag unter reifen Trauben und Feigen. O es ist ein herrliches Land am Langen See bis zu den Borromäischen Inseln und dort die himmlische Vegetation. Ich bin also in Italien gewesen, aber ich habe es nicht gesehen, wir wendeten uns gleich wieder gegen den Simplon und kehrten zurück.“ „Du wirst mich“, fährt er (4. Sept.) in Bern fort, „für einen der eben aus Italien kommt sehr kalt finden, das bin ich auch, war es aber dort nicht, hier haben mich Briefe und Zeitungen

ganz verstimmt. Meine Manuscripte finden keine Käufer und Jena scheint ganz gesprengt zu werden, dies macht mich besorgt wegen meiner zukünftigen Lage, dabei versäume ich die Zeit. Ich wünsche Dir noch lange in Deiner Lage zufrieden zu sein, aber auch eine Frau, ein Artikel über den ich viel auf dem Herzen habe.“ Mit Fries' frühern Aufenthalt in der Schweiz scheint dieser „Artikel“ nicht mehr für ihn zusammenzuhängen; der Weg von Zürich nach Bern hat ihn zwar auch noch einmal einen Tag nach Zofingen geführt, „wo ich dann meine Freunde nochmals grüßte und zum letzten Male, wiewol ich noch lange in brieflichem Verkehr mit ihnen blieb“; aber sonst sagt kein Wort in der Reisebeschreibung oder in Briefen an den Freund etwas darüber aus, wie er die befreundete Familie Sutor und seine Schüler und Schülerinnen dort wiedergefunden habe. Mehr interessirten ihn noch die allgemeinen Verhältnisse der Schweiz, welche ihn früher dort so vielfach berührt hatten; mit altem strategischen Interesse läßt er sich Massena's Schlacht bei Zürich (25. Sept. 1799) an Ort und Stelle beschreiben; gerade nach Beendigung der helvetischen Republik kommt er dahin; „die letzte von innen bewirkte Katastrophe der schweizerischen Regierung, wodurch ohne Vermittelung der französischen der alte Zustand der Dinge durchaus wieder erschienen wäre, zeigt sehr zur Ehre der Schweizer, wie leicht sie den ersten auswärtigen Angriff vereitelt hätten, wenn sie nur etwas entschlossen angeführt worden wären“. Sonst wenig Rückblicke auf frühern Aufenthalt; es ist als ob die frühere allein und zu Fuß in sehr anspruchsloser Gestalt unternommene Wanderung ihn doch mehr erregt und befriedigt habe, als diese jetzt mit Extrapost im Wagen des vielleicht nicht sehr unterhaltenden Freundes gemachte Reise; auch die Briefe an Reichel werden seltener und kürzer. Von Genf geht es nach Frankreich hinein: „Seit den Jahrhunderten, daß wir einander nicht berührt haben“, schreibt er am 20. Febr. 1804 aus Paris, „habe ich den Montblanc und Bonaparte gesehen und vier Monate lang in Paris gelebt, davon müssen sich Wunderdinge erzählen lassen in meilenlangen Briefen; schade nur, daß ich nicht schreiben kann. Von Bern gingen wir an den Bielersee und das niedliche Neuenburg, an den Genfersee und nach Genf. Das Wetter begünstigte uns beständig, wir eilten nach dem Montblanc, waren auch da sehr glücklich, sahen das Größte, was es von Gebirgsansichten gibt, stiegen von Chamouny ins untere Wallis nach Martinach hinab, gingen St.-Maurice vorbei nach Vevey, Lausanne, Audonne, wo wir uns jedesmal einige Tage aufhielten, und genossen das himmlische Land in der herrlichsten Jahreszeit eben vor

der Weinlese, die wir selbst in den üppigen Umgebungen von Genf erlebten, wo wir zwei Wochen blieben. Eine solche Reise ist weit mehr für die Rückerinnerung als für den Augenblick selbst, die Reinheit der Luft, die Einfachheit und Keilichkeit in Lebensart und Sitte der Einwohner läßt eine unbeschreiblich angenehme Rückerinnerung zurück. Wir reisten dann (12. Oct.) von Genf nach Lyon, passirten noch lange Gebirgsreihen des Jura, meist öde wilde Gegenden mit hohen Felsen und kleinen Seen, oder Bergen mit niedrigem Buchsgesträuch, ehe wir in die offenen Thäler herabkamen. In Lyon, wo die traurigen Spuren des Bürgerkriegs sich noch in allen Orten schrecklich zeigen (ach was war diese Revolution, das Spielzeug unserer Jugend, für ein elendes trauriges Ding!), in Lyon blieben wir nur vier Tage und reisten durch Burgund nach Paris, wo wir den 22. Oct. 1803 ankamen. Der ganze Theil von Frankreich, den wir durchzogen, die große Weinquelle zeigte uns meist große, flache, größtentheils üppig-fruchtbare Thäler ohne ausgezeichnet schöne Gegenden und mit so wenig Wald, daß ich mich nicht auf einen einzigen besinne, den wir passirt wären.“

Nach Paris kam Fries jetzt gerade zu einer sehr verhängnißvollen Zeit; der Consul war im Begriff Kaiser zu werden, und die Ueberreste republikanischer Verwaltungsformen sollten einem noch monarchischen Regiment und einer glänzenden Hofhaltung weichen; ein letzter Widerstand dagegen, das Unternehmen Pichegru's und Georg Cadoudal's zu Gunsten und mit Wissen der Bourbons, beschleunigte dies soeben noch, weil es Napoleon's bisherige Schonung gegen Emigrirte und Royalisten in plötzliche Leidenschaft gegen diese verwandelte, wovon bald auch die That gegen den Herzog von Enghien (gest. 21. März 1804) die Folge war. *) Doch für einen Fremden wurde von dem, was hier vorging, nicht viel sichtbar. Auch sind über diese vier Monate, wo Fries vom 23. Oct. 1803 bis Ende Februar 1804 in Paris zubrachte, nicht so zusammenhängende Aufzeichnungen erhalten, wie über die übrige Reise; die vorhandenen betreffen fast nur die Kunstwerke des Museums, die Antiken und die Gemäldegalerien, dazu allgemeine ästhetische Betrachtungen; man sieht zwar, daß Fries sogar die Absicht gehabt hat, eine genauere Reisebeschreibung vielleicht zum Druck fertig zu machen, denn es findet sich ein Entwurf einer „Vorrede“, worin es heißt „ein unordentliches Werk hat den Vorzug, daß

*) Ueber die damaligen Zustände in Paris, s. Thiers, Histoire du consulat et de l'empire, Thl. 4 u. 5.

man sich die Gedanken daraus merkt"; aber allzu sehr ist dieser Vorzug noch den über diese Zeit vorhandenen Blättern geblieben. Auch manche Störungen verleiteten den Reisenden ihren Aufenthalt in Paris. „Außer dem ersten Eindruck der Stadt“, schreibt Fries an Reichel, „hat hier den stärksten und lebhaftesten Eindruck auf mich die große Trophäe des Imperators, das Museum im Louvre gemacht; mit einer nur unter gebildeten Franzosen möglichen Liberalität läßt die Regierung hier Künstler und Dilettanten, Fremde und Einheimische diese Sammlung, die nirgends ihresgleichen hat, genießen. Rafael's Meisterwerke, seine heilige Familie, die heilige Cäcilie und die Transfiguration haben stärker auf mich gewirkt als jemals andere Kunstsachen. Ich hatte sie erst wenige mal gesehen, als ich das Fieber bekam und etwa acht Tage lang behielt, mich aber dabei äußerst wohl befand, indem ich schlafend oder wachend immer nur von Rafael's schönen Mädchen und Jungen phantasirte; hätte ich die Kunst, Verse zu machen, besser erlernt, ich wäre darüber zum Dichter geworden. Ich hatte also hier das Fieber, aber das war noch nichts, Heynitz bekam bald nach unserer Ankunft ein Nervenfieber, welches uns sechs Wochen lang hier gänzlich lähmte; das Uebel kam daher, daß man hier täglich nur einmal ordentlich ißt, abends um 5 Uhr, und daß man bei den Raminen im gelindesten Winter beinahe erfriert. Ich habe mich im Leben nirgends so ennuyirt wie in Paris.“ Und doch fehlte es Fries nicht ganz an Verkehr mit interessanten Menschen; Karl Benedict Gase, welcher im Sommer 1801 sich in Jena seines Umgangs erfreut hatte und im Herbst 1801 nach Paris gewandert war, wo er seitdem geblieben und bis zu seinem erst im Frühjahr 1864 erfolgten Tode der Beschützer aller „fahrenden Scolasten“ aus Deutschland gewesen ist (Beil. 3), hatte bereits an der Bibliothek Stellung und Ansehen gewonnen und that auch für Fries was er konnte. Aber die Eigenthümlichkeit des Begleiters, auf dessen Kosten die Reise gemacht wurde, und manches dadurch herbeigeführte Misverhältniß verminderte für Fries oft genug den Genuß der Reise. „Wir logiren“, schreibt er an W. Erdmann (22. Febr. 1804), „quai Voltaire gerade dem pavillon de Flore gegenüber, wo wir die herrlichste Aussicht von der Welt aus unsern Fenstern haben, die ich aber auch verzweifelt zu genießen bekommen habe, indem wir beide, ich und mein Protector, krank wurden. Ich führe eine wunderbare Reiserei mit meinem Freunde, bin gewaltig genirt und ganz unbegreiflich isolirt durch seinen Adel und unsere beiderseitige Ungefelligkeit; so habe ich unter allem Gedränge von Parisern und Fremden keine einzige Bekanntschaft gemacht als mit

Millin's Employé Winkler, und mein Freund gar keine. Gase hat sich um meinetwillen hinlänglich viel gefallen lassen, aber demungeachtet sind mir die Namen der Millin, Villoison, Visconti, Brunel, Schweighäuser, Schlegel u. s. w. u. s. w. ebenso mythisch geblieben, als sie mir ehemals in Sachsen waren." Immer bleibt ihm die Reise doch „wichtig genug“; selbst stragetisch interessiren ihn die militärischen Paraden, „bei welchen man übrigens“, sagt er, „sehr oft grobe Fehler an gewöhnlichen Manövern sieht“; aber freilich noch mehr „das einzige Merkwürdige dabei, der kleine Mann im einfachen Kleide mitten unter der Schaar goldbedeckter Generale. Als er von Aegypten zurückkam, war er sehr gelb und mager, Farbe hat er noch nicht, aber einen sehr ruhigen Ausdruck im Gesicht und dicke Backen hat er bekommen, und sein schwarzes Haar und sein dunkles Auge geben ihm ein lebhaftes Ansehen; er spricht sehr artig mit allen Leuten und Mädchen, die ihm Bittschriften geben, und kann entsetzlich verdrießlich aussehen, wenn er vor dem Schlosse hält und vor sich manövriren läßt, er kaum wie Friedrich II auf seinem Pferde sitzt und das Ding satt hat. Sein Charakter und Temperament machen ihn zu einem guten Despoten, rein von Herrschsucht und Ehrgeiz regiert; er würde gewiß sehr gut regieren, wenn er nicht so bizarr und roh erzogen worden wäre, aber nach seiner Erziehung, was kann er sich da für hohe Ideale denken, als der Stammherr eines neuen Kaiserhauses zu werden und seine Familie zu Adel der Franzosen zu machen? Die niedrigen Mittel, durch die er selbst allein sich heben konnte, die Nichtswürdigkeit aller politischen Charaktere um ihn her mußten ihm ja wol die allgemeine Verachtung der Menschen geben; kein Wunder, wenn er nun nichts anderes sucht, als sich in freier Herrschermacht festzusetzen und zu sichern“. Sonst heißt es in demselben Briefe: „Alles nimmt hier für die neue Regierung ein, außer ihre meisten Mitglieder, den Chef wieder ausgenommen; wir sahen überall ein Land, das nach Verheerungen wieder im Aufblühen war, wiederkehrenden Wohlstand, Sicherheit und Zutrauen.“ Und zuletzt nach dem ersten Eindruck über die letzte Conspiration: „Vor einigen Tagen hat man den guten Moreau hier arretirt; wie so etwas hier so ruhig an einem vorübergeht! Ist Pichegru doch noch an ihm zum Teufel geworden und hat ihn den Bußenfreunden aller Mordbrenner und Meuchelmörder, den Verheerern beider Indien verkauft.“ „Auch unsere Blüthenräume welken, ehe wir noch alt sind, oder sind wir nur in einem Winter, auf den wir noch ein neues Frühjahr sollen folgen sehen?“ Neben der bildenden Kunst, den Antiken im Louvre und der Bildergalerie, welche beide damals

schon durch die glänzende Beute des italienischen Feldzugs, Apollo, Laokoon und die Bilder Rafael's, berühmt waren, hat ihn auch das Theater vielfach angezogen, er hat Talma als Oedipus, die Mars in den „Femmes savantes“ und die Duchesnois als Phädra gesehen; auch die Oper und die kleinern Theater der Reihe nach sind durchgemacht, als Sehenswürdigkeiten auch, wenn auch nicht zu längerer Benutzung, die Nationalbibliothek, nicht minder das Museum für die Naturgeschichte, das Taubstummeninstitut, auch die Umgegend, St.-Cloud, Versailles u. s. f.

Nun folgte in den drei Monaten März, April und Mai noch eine lange schöne Reise von Paris in den Süden und dann durch das Meer nach Deutschland zurück, welche nur auch wieder durch die Eigenthümlichkeit von Geynitz für Fries bisweilen weniger erfreulich war. Er schreibt darüber sogleich nach der Rückkehr: „Sogleich nach meinem letzten Briefe ging auch ich von Paris ab nach Lyon zurück, von da auf der Rhône hinunter nach Avignon, wo uns der Frühling empfing zwischen immer grünen Delbäumen und blühenden Mandeln nach Aix und Marseille, wo von dem Abhang der Küstengebirge über ein immer grünes und blühendes Land hin mein schwindelnder Blick zum ersten male über die unbegrenzte Fläche des uralten alles befruchtenden Meeres schweifte. Wir gingen über Toulon und Frejus nach Nizza, sahen Häfen und Schiffe, und waren an Bord des Hannibal und Meffa, welche Ganteaume den Engländern nahm. Bei Toulon empfingen uns die Orangengärten und Palmen und bei Nizza genossen wir alles, was der wärmere Himmel einem begünstigten Thale schenken kann an Blüten, Düften und Früchten und an dem erfrischenden Gestade des Meeres. Weiter wagten wir uns auch auf das Meer an der Küste der Riviera hin bis nach Genua. Wir schifften in einem offenen Fahrzeuge, Felucke genannt, hatten brav widrigen Wind auf der Höhe des Capo del Melle, sogar Sturm, daß uns angst und wehe wurde, mußten sehr oft anlegen, sodaß wir 14 Tage an der Riviera verlebten, doch ohne sie zu bedauern, denn das interessante Land besteht aus lauter malerischen Buchten von felsichten Bergen geformt, deren Gipfel kahl, d. h. nur mit Gesträuchen bewachsen sind, die aber hier aus Rosmarin, Lavendel und andern Wohlgerüchen bestehen; die untern Hügel, der Strand und die schmalen Thäler bilden hingegen ein Gartenland, das mit Del- und Johanniskrotwäldern, mit Citronengärten und hin und wieder mit Palmen bedeckt ist. Endlich erschien uns der Leuchthurm von Genua und wir liefen mit frischem Winde in den weiten Hafen der stolzen Stadt ein. Noch die Ueber-

reste seines ehemaligen Glanzes, diese gewaltigen Marmorpaläste im edelsten Stil aufgeführt, machen Genua zu einer der imposantesten Städte, die man sehen kann. Von da wandten wir uns wieder gen Norden nach Mailand, sahen die Alterthümer von Verona, kehrten uns nach Turin und gingen über den Schnee des großen Bernhard nach der Schweiz zurück, über Bern nach Basel, und dann über Straßburg, Mannheim und Frankfurt zurück.“ Viel lieber wäre Fries noch nach Florenz und Rom gegangen und gerade am Schluß der Reise scheint seine Geduld mit seinem „Protector“ ziemlich zu Ende zu sein. „Wir richteten unsere Reise so albern wie möglich ein“, schreibt er an Erdmann, „mit dem letzten Gruß und Kuß an Hase den Sybariten schied der Menschenverstand völlig von unserm Reiseplan, schon in Paris.“ Doch geht die Reise friedlich zu Ende; am 23. Mai 1804 sind die Reisenden wieder in Jena und am 25. in Heynitz, dem Gute des Hrn. von Heynitz; aber was nun? fragt sich Fries, und um so mehr, als er nicht nur mit Heimweh, sondern auch mit dem Verlangen, endlich selbst eine festere Heimat zu finden, wieder zurückgekehrt ist.

6. Letzte Privatdocentenzeit in Jena.

1804—5.

Mit einer schwärmerischen, fast krankhaften Zärtlichkeit hing Fries' Freund, Adolf von Heynitz, an ihm; seine Briefe vom Jahre 1804 schildern ihn als trostlos nach Fries' Abschiede und wie er diesen noch immer mit vielen Thränen beklagt; er klagt sich selbst an, daß er ihm so oft das Leben sauer gemacht habe. So bot er ihm denn auch jetzt „ernstlicher an, sich ganz mit ihm zu verbinden“, das hieß wol lebenslang auf seinen Gütern mit ihm zuzubringen. Aber nach den gemachten Erfahrungen scheut sich doch Fries vor einer solchen Lage. „Ich wäre“, schreibt er, „dabei geschäftslos geblieben, und doch nur solange er lebte gesichert gewesen; ich entschloß mich daher mein Heil abermals in Jena zu versuchen.“ Fries fand doch auch, wie er an Reichel schreibt (1. Juni 1804), daß während seiner Abwesenheit dort „seine Actien ein wenig gestiegen seien. Auf meiner Durchreise durch Jena erfuhr ich, daß meine Rechtslehre und mein System wirklich ge-

druckt und zu haben sind, auch daß ich sonst nicht ohne Aussichten bin, indem man anfängt mich kennen zu lernen. Nun wird meine Gegenwart in Jena nothwendig; ich gehe bald dahin zurück unter die Trümmer einer zerstörten Universität, die entweder“, sagt er mit gewohnter Selbstironie, „durch mich wieder aus der Asche aufstehen wird oder mir zu einem Rufe anderswohin verhelfen soll“. Der Sommer 1804 vergeht ihm noch auf den Gütern von Heynitz und auf einer Reise mit diesem in die Lausitz, zu den Freunden in Herrnhut und zu Reichel in Riesky, wo dieser seit 1801 Professor am Seminarium geworden war. Doch im August 1804 ist er wieder in Jena. „Ich traf in Jena einen Theil meiner jungen Freunde. Mein guter Brangel war nach Hause zurückgekehrt; von Coll schloß sich vorzüglich an mich an, und der Kreis erweiterte sich; früher schon hatte Georg von Beaulieu mir nahe gestanden, nun kam auch Wilhelm von Beaulieu dazu und mit ihm Müller, nachmals Oberappellationsrath in Jena, Rehbein, von Erdmannsdorf und der Engländer Robinson. Ich fand wieder Zuhörer und darunter einige recht treue. Auch war das Feld freier geworden, indem Schelling Jena verlassen hatte; hier waren nur neue Anfänger, Alt, Hegel, Krause, ich.“ So befriedigt ihn die neue Lage; er freut sich auch seiner während der Reise fertig gedruckten Bücher. „Hier schicke ich Dir mein Lieblingskind“, schreibt er 31. Aug. 1804 an Reichel über seine philosophische Rechtslehre, „nimm es wohl auf, sorge sein und habe es lieb, wie ich Dich lieb habe. Sieh, seitdem ich schreibe, bin ich noch mit keiner meiner Arbeiten so zufrieden gewesen wie mit dieser, besonders mit dem dritten Theile, die Ausfälle gegen die Engländer abgerechnet, die ich lieber weghätte. Lies es, bewege es in einem feinen Herzen, und sage mir, was Du dazu meinst, ehrlich und gerade heraus. Das Gleiche gilt von meinem System, welches lange in Deiner Hand sein wird.“ „Ich bin nun wieder so auf dem alten Flecke, als wenn ich weder Kaiser noch Reich, weder Paris noch der Massilier alte seeumspühlte Colonie, noch Italiens Herrlichkeit je gesehen hätte. So ganz und gar stecke ich wieder im alten Gewühl der philosophischen Haupt- und Staatsaction. Ich schreibe Bücher, die Du lesen sollst, und kündige hier Vorlesungen an.“ Schon früher meldete er auch, daß er Recensent an den Literaturzeitungen in Halle, Jena und Leipzig geworden sei, „womit man wenigstens sich ein bißchen nähren kann“; indessen scheint aus dem Recensiren nicht viel geworden zu sein, wenigstens fehlen seine eigenen Nachweisungen darüber, welche Recensionen er geliefert habe. Bloß in der „Leipziger Literaturzeitung“ ist es von drei ziemlich un-

günstigen Anzeigen naturphilosophischer Werke sicher genug bezeugt, daß sie von Fries sind. *)

Im Winter wurde er etwas zufriedener in Jena. Zwar im October 1804 schreibt er noch an Erdmann: „Hier sieht's erbärmlich aus, keine 300 Studenten, 15 neu inscribirte, es ist eine Schande, schlechte Professoren und keinerlei Leben, und da sitze ich und schmiede Bücher wie ehemals, und niemand will sie kaufen. Indessen machen unsere Bekannten mit dem hohen freien Sinne eben auch nichts Gescheiteres, Winkelman und Hase abgerechnet.“ Doch kurz darauf schreibt er 15. Dec. 1804 an Reichel: „Daß nur gut sein, meine Actien sind auch im Steigen. Ich habe ein neues Buch geschrieben, das will ich Dir schicken, wenn's fertig ist; jetzt lese ich Logik und Metaphysik mit einigem Beifall, das Collegium macht mir viel Mühe; dabei will man mir eine Professur extraordinaria ohne Gehalt geben, viel Glück!“ Das neue Buch war die Schrift „Wissen, Glaube und Ahndung“, eine mit besonderer Frische gegebene gleichsam „exoterische Zusammenstellung“ (so bezeichnet er es selbst) „der Resultate seiner Speculation, ehe er die Gründe derselben ausführlich vorzulegen im Stande war“. Denn „auch der Criticismus“, fährt er fort, „hat seinen esoterischen Unterricht, aber seine Geheimnisse sind nicht Mystereien, sondern Arcana der innern Physik, die sich eben nicht für Geld, aber wol gegen Fleiß und Zeit verkaufen lassen; diese bestehen in dem Geheimniß einer anthropologischen Deduction aller philosophischen Grundsätze, wozu ich die Idee in meinem System der Philosophie schon angegeben habe, die Ausführung aber schon lange in meiner Gewalt war, ehe ich irgend öffentlich aufgetreten bin. Ich wage es dreist, den nach Resultaten und schönen Gedanken haschenden philosophischen Puzmachern die Aufgabe zu stellen, mir den Vortheil dieser Deduction abzugewinnen und mich

*) Die erste Anzeige, in Nr. 137 des Jahrgangs 1804 der Leipziger Literaturzeitung, betrifft Traxler's Versuche in der organischen Physik (Jena 1804), und Fries lobt diese Schrift „die Richtigkeit der metaphysischen Grundlage von Schelling's Naturphilosophie vorausgesetzt“, weil ihr Verfasser mit Kenntniß dieser doch auch gute Bekanntschaft mit der Physik verbinde. Aber freilich werde „die Metaphysik dieser Naturphilosophie immer als unbezweifelt richtig vorausgesetzt und an die Nothwendigkeit sie erst zu begründen werde nicht gedacht. Daher theilt sich leider die Unanwendbarkeit, Gehaltlosigkeit und Verworrenheit der Schelling'schen Speculation auch hier allen Untersuchungen mit“. Eine zweite Anzeige in demselben Jahrgange, Nr. 146, findet in Chr. F. Oberreich's Darstellung der Erzeugungstheorie „viel Unbestimmtes und Oberflächliches und nichts Neues“. Eine dritte im Jahrgange 1805, Nr. 2, über C. J. Kilian's innere Organisation der Heilkunst versichert auch, daß „wir wenig verloren hätten, wenn sie nicht geschrieben wäre“.

so um den Preis meiner mühsam vorbereiteten wissenschaftlichen Laufbahn zu betrügen". Die Professur erhielt er auch wirklich zu Anfang des Jahres 1805 „zugleich mit Hegel". Schon eröffneten sich aber auch Aussichten für ihn auf auswärtige Berufungen.

Die eine nach Würzburg. Dorthin war im Jahre 1803 Paulus von Jena berufen, welcher schon hier Fries persönlich und aus seinen Schriften kennen und schätzen gelernt hatte und nicht ohne Einfluß war auf neue Berufungen nach Würzburg. Er schreibt ihm von Würzburg (20. Mai 1804): „Ungeachtet wir Schelling hier haben, so ist doch der Bedarf unserer Studiencuratel und der Universität selbst nicht Schellingisch. Man wünscht vielmehr einen Mann von andern gründlichen Kenntnissen, welcher nach Kant's Tendenzen fortzuwirken und die Philosophie in der Anwendung auf den gesamten Kreis menschlicher Kenntnisse fruchtbar zu machen strebte und verstünde." „Schelling's Lehrart hat den schlimmsten Einfluß auf die Studirenden, besonders Mediciner, daß sie nichts mehr in den anwendbaren und angewandten Fächern tief ergreifen wollen. Daher vorzüglich der Wunsch einen andern Philosophen aufzustellen, welcher sie philosophisch ins Realistische herüberführen könne. Bouterwek war von München aus vorgeschlagen, aber an sein Kommen wird gar nicht mehr gedacht. Schelling's Credit ist um viele Grade schon gefallen und noch immer im Decrescendo. Wagner selbst ist gegen ihn. Nicht bloß die Lehre, sondern vornehmlich die Lehrart und Lebensart, wo er sich durch Arroganz gehässig machte, haben ihm schnell eine weit niedere Stellung in der Meinung des Publikums angewiesen, als er sich eingebildet hatte." So bittet er nun Fries um Nachrichten „über seine Wünsche und Plane, da ich hier gar zu gern einen Mann von Ihrer Art sehen möchte"; er fragt, „ob er neben der speculativen und praktischen Philosophie noch etwas anderes gern lesen würde? etwa Aesthetik? oder Philosopheme, welche sich an die Medicin anschließen? Der Rest von Schüchternheit, über welchen Ihre Bescheidenheit damals noch in Absicht auf den Rathedervortrag sich beklagte, hat sich ohne Zweifel durch die Zwischenzeit, da Sie wahrscheinlich etwas mehr unter Menschen lebten, ganz verloren"? Fries wird bereitwillig geantwortet haben, denn an Reichel schreibt er im Juni, er habe „einige Hoffnung zu einem Rufe nach Würzburg, wo Schelling nicht viel mehr gilt". Am 9. Aug. aber schreibt Paulus von Würzburg an Fries: „Unser edler Generalcommissarius Graf von Thürrheim ist für Schelling's Lehren sehr wenig eingenommen. Er wünscht den Studirenden zur Einleitung einen Führer, welcher auf der Kantischen Laufbahn fortschreite und

dessen Philosophiren nicht in Phantasiren, sondern im Denken und reinen Beobachten übe. Meinen auf Sie gerichteten Vorschlag hat er gestern von mir schriftlich verlangt. Ich habe viel mehr Wahrscheinlichkeit, Sie bald den Unfrigen nennen zu dürfen als nicht. Inzwischen bitte ich ja nichts bekannt werden zu lassen; Schelling würde natürlich Himmel und Erde dagegen bewegen.“ „Er hat“, heißt es zehn Tage später, „in den Gegenden, wo Sie jetzt sind, viel Bekannte; vertrauen Sie also was Sie wissen durchaus niemand an; es ist nichts nöthiger, als daß das Reich der Thorheit und Arroganz hier ein Ende nehme. Sollte man ihm denn nicht in seinen Quasiconstructionen solche Schnitzer gegen Physik, Chemie u. s. f. nachweisen können, gegen welche sich ebenso wenig als gegen ein vitium grammaticale disputiren ließe? Der Einfluß, den diese Phantasmen auf das Studium der jungen Aerzte haben, ist zu tragisch, daß man nicht bald genug der Taschenspielererei ein Ende machen kann.“*) Allein die Sache zieht sich in die Länge. Im Februar 1805 kann Paulus noch immer „die Erfüllung seiner Wünsche nicht melden“, nur so viel, daß der Curator für Fries nach München berichtet habe, aber auf die Entscheidung noch immer warte, und dabei blieb es denn auch. Behielt doch auch Paulus' Aufenthalt in Würzburg nicht mehr lange Bestand.

Aber für Fries eröffneten sich um dieselbe Zeit an einem andern Orte sichrere Aussichten, und hier waren es mehrere Männer, welche bereits als Rechtsgelehrte ersten Ranges bekannt zu werden anfangen, welche ohne ihn persönlich zu kennen, aber, wie es scheint, besonders angezogen durch seine philosophische Rechtslehre seine Berufung betrieben. Der Engländer Robinson, welcher sich in Jena an Fries angeschlossen hatte, schrieb ihm im October 1804 aus Darmstadt, Savigny lasse ihm dringend rathen, er möge doch mit Berufung auf ihn an den Geh. Referendar Hofer in Karlsruhe, „den quasi Curator der heidelberger Universität“, schreiben, ihm Absicht und Zweck seiner bisherigen Studien und Arbeiten vortragen und ihm seine Schriften schicken; „nur über Religion je weniger je besser; wenn irgendwo in seinen Werken nur ein Wörtchen, das wie Keßerei oder Unglaube aussieht, enthalten sei, so müsse es nicht mitgeschickt werden, denn hierüber sei die Regierung ungemein zartfühlend“. „Wer Jena geliebt hat für die schöne Natur“, setzt der Engländer hinzu, „und nach Heidelberg kommt, wird seine vorige Liebe ebenso geschwind verlieren wie Romeo

*) Ueber Paulus' Verhältniß zu Schelling in Würzburg s. auch von Reichlin-Meldegg, Paulus und seine Zeit (Stuttgart 1853), I, 373—376.

beim Anblick seiner Juliett.“ Fries befolgt den Rath, und bald (9. Dec.) bittet ihn Hofer bereits um „umständlichere Nachrichten über seine persönlichen Verhältnisse, Alter und bisherige Berufsgeschäfte“, sowie über die Bedingungen, unter welchen er einen Ruf nach Heidelberg annehmen würde. In Heidelberg selbst interessirt sich besonders Arnold Heise für seine Berufung; von hier aus wird zuerst Clemens Brentano, Savigny's Schwager, welcher mit Fries von Jena her befreundet und 1804 von Marburg nach Heidelberg übergesiedelt ist *), an ihn abgeschickt, um ihn noch selbst über seinen Vortrag zu befragen, über welchen man noch keine günstigen Nachrichten hat. „Wie naiv muß ich sein“, schreibt Brentano an Fries, „daß man mir so etwas zumuthen kann, und wie groß muß der Ruf Ihrer Wahrheit sein, daß man Ihnen so treues Urtheil über sich selbst zutraut“; die beiden heitern Briefe, welche das ganze damalige Heidelberg, besonders das junge, charakterisiren, sind unten in der Beilage 4 mitgetheilt. Inzwischen, wie diese Briefe auch zeigen, erwartet man in Heidelberg einen Augenblick die Berufung Herbart's von Göttingen; auch von Böllig in Leipzig ist dort die Rede. Aber im Februar 1805 hat Herbart abgelehnt und am 16. Febr. 1805 ist Heise bereits officiell beauftragt, Fries eine ordentliche Professur der Philosophie in Heidelberg anzutragen und ihn um Angabe der Bedingungen zu bitten, unter welchen er sie auf Ostern dieses Jahres annehmen wolle. Er bittet ihn auch schon um Angabe der Vorlesungen, welche er im Sommer halten wolle, und spricht dabei den Wunsch des Curatoriums aus, daß er „um der Alternation mit dem bereits angestellten Professor Schmidt willen mit der Logik und Metaphysik, überhaupt mit der theoretischen Philosophie den Anfang machen, hingegen Naturrecht und Moral für den Winter zurücklassen möge“.

Hier geschah nun allerdings in Jena einiges, um Fries dort zu halten; der Geheimerath Voigt, welcher damals die Universität leitete, bot ihm zu der Professur, welche er schon erhalten hatte, auch einen Gehalt von 300 Thln. an. Aber Fries entschied sich doch für Heidelberg und schrieb dies (23. Febr.) an Heise, und dieser zeigt ihm dann (2. März) seine „förmliche Vocation mit einem Gehalte von 900 Fl. und 9 Malter Getreide sowie mit Erstattung der Reise- und Transportkosten“ an. Heise hat sich auch noch bei der Ankündigung von Fries' Vorlesungen des ihm „übertragenen Rechts des Ab- und

*) Brentano an Ludwig Tieck, in dessen von Holtei (Breslau 1864) herausgegebenem Briefwechsel, I, 98.

Zuthuns bedient, da von jedem ordentlichen Professor zwei Collegia erwartet würden, und hat noch das Naturrecht für ihn angekündigt, auch weil Fries' „Entwurf darüber dem Geh. Rath von Reizenstein, dem er ihn mitgetheilt habe, so außerordentlich viel Freude gemacht habe“. Er fügt hinzu, „daß so wie jeden, welcher sich für das bessere wissenschaftliche Streben interessirt, es auch mich außerordentlich freut Sie künftig zum Collegien und Mitarbeiter bei der Wiederherstellung dieser so sehr verfallenen Akademie zu bekommen, und daß ich mich sehr geehrt fühle das Werkzeug und der Unterhändler bei dieser für uns so erfreulichen Begebenheit gewesen zu sein“. Auch der junge nachher früh verstorbene Jurist R. W. Päß (geb. 1780, gest. 1807) freut sich seiner Ankunft noch ohne ihn zu kennen. „Kommen Sie nur recht bald“, schreibt er, „um die Zahl der thätigen und muntern Arbeiter im Weinberge hier zu verstärken, und seien Sie überzeugt, daß wir Sie alle mit Sehnsucht erwarten. Eine Antrittsrede oder Disputation ist bis jetzt hier nicht gewöhnlich gewesen, Sie brauchen sich also darauf nicht zu rüsten.“

Doch auf etwas anderes rüstete und freute sich Fries bei dieser seiner Berufung nach Heidelberg. Drei Jahre vorher, noch vor seiner großen Reise, als er am Ende des Jahres 1802 noch im vollen Genuß der „akademischen Hungerjahre“ in Jena saß, hatte er in den Weihnachtsferien seinen jenaischen Freund, Wilhelm Erdmann, zu dessen Aeltern nach Alstedt begleitet, und diese Reise sollte ihn zuerst mit seiner künftigen Frau bekannt machen. Wie das zuerst geschah, beschreibt er selbst anschaulich genug. „Erdmann's Vater“, schreibt er, „war dort auf dem Schlosse Rentamtman, und auf Christnacht gingen wir durch den Schnee von Weimar dorthin; unterwegs gab's nichts zu essen, ich wurde so matt, daß ich wol hätte erfrieren können, wenn mich Erdmann nicht mit Gewalt fortgeschleppt hätte. Wir waren schon erwartet und die Freude der Christnacht sollte nun ansetzen, da kam der verhungerte Doctor dazwischen und mußte erst Vier-suppe gekocht erhalten. Christel, Erdmann's älteste Schwester, besorgte dies in Geduld, aber jüngere Freunde warteten ungeduldig hinter dem Ofen dessen Ende ab. Nun brannten endlich die Lichter, da treten hinter dem Ofen die kleinern Schwestern hervor, Karoline vierzehn Jahre alt, Amalie zwölf, Luise zehn Jahre alt. Ich wurde leidlich bald Freund mit den Kindern, ging in wenig Tagen wieder davon, behielt aber Karoline fest in Gedanken, spielte auch brieflich mit den drei netten Kindern. Was sollten mir aber solche Gedanken, da ich mit mir selbst nichts anzufangen wußte, als trockene philosophische Bücher zu schreiben?“

„Karoline“, so äußert Fries sich später über sie, „war geboren den 3. Sept. 1787“, also vierzehn Jahre jünger als Fries. „Ihr Vater war ein freisinniger, kräftiger, durch und durch rechtlicher Mann; er haßte alle Anmaßung und Heuchelei, und darum den Adel und die Geistlichen. Schlicht von Sitten, aber heftig und wenig besonnen vorgehend wirkte er wol gut auf den Charakter seiner Kinder ein, sorgte aber nicht genauer um ihre Erziehung, sondern überließ darin das meiste dem guten Glück. Die Mutter, eine gute einfache, sonst wenig lebenserfahrene Frau, verstand aber noch weniger recht für die Erziehung und den Unterricht zu sorgen. Es hatten aber diese Leute ein gar reines, freundliches und fröhliches Familienleben; in diesem wuchs Karoline in der Mitte ihrer Geschwister als ein ausgezeichnet schönes sehr munteres Kind auf; jedermann mochte sie gern und schmeichelte ihr. Die Herzogin Amalie wollte das schöne Kind gern zu sich nehmen und erziehen lassen, aber sie ließ sich nicht vom väterlichen Hause losreißen. Einige Zeit nachher gewann ihre Tante, die Geheimeräthin Voigt in Weimar, eine ähnliche Vorliebe für sie, die auch der Onkel theilte; die Aeltern gaben das Kind in dieses Haus nach Weimar. Die Tante war eine edle, geistig sehr gebildete Frau, welche aber von der körperlichen Erziehung ihrer Kinder gar nichts verstand; Karoline wurde hier von den Aeltern verzogen, von der Tochter geplagt, aber bei allem guten Willen höchst widersprechend behandelt. Der alte Geheimerath erzählte noch oft, ihre Versicherungen, still sein zu wollen, wären schon so ungestüm gewesen, daß seine Nerven diese nicht hätten aushalten können, er habe sie blos um des Lärms willen wieder aus dem Hause thun müssen. Nun blieb sie eine Zeit lang im Hause des Conrectors Schwabe und wurde dann wieder nach Hause genommen, und gedieh nun körperlich wol zart, aber schön; ein Jugendleben, dessen unbefangene Fröhlichkeit sie nie herzlich genug zu schildern wußte, wurde ihr nun.“

Seit jenem ersten Weihnachtsabend 1802 erhielt sich Fries aber die dort angeknüpfte Verbindung. Er schreibt: „Ich wurde mit den Kindern kindlich vertraut und kehrte verliebt nach Jena zurück. Von da schrieb ich sogleich an Karl, den ältesten Bruder, meine Herzensnoth klagend. Karoline mochte dies wol erfahren haben, sie rechnete sich nun kindlich mit mir zusammen, als ob es nun nicht anders sein könnte, und so ist sie mein geblieben. Ich schrieb den drei Mädchen spielend und scherzte vergnüglich mit Luise, Karolinen immer etwas scheuer behandelnd; ich schenkte ihnen Kleinigkeiten, und Karolinen immer etwas Besseres. Nach Ostern sollte ich reisen, da ging ich erst noch

wieder hin und blieb länger dort. Ich spielte mit den Mädchen wie zuvor durch Flur und Wald und suchte Blumen mit ihnen. Ich blieb als Mann den Kindern gegenüber im leichten Spiel, so schied ich und so schrieben wir uns während der Reise. Im Herbst 1804 kam ich wieder nach Jena. Ich konnte in den Herbstferien meiner Geschäfte wegen nicht hinüber, da wandte sich Karl sehr zuvorkommend an mich; ich fand mich in meiner Liebe sehr geschmeichelt; Weihnachten ging ich wieder hinüber. Meine Blumen waren sehr schön emporgewachsen; mit Amalien und Luise spielte ich noch; mit Karoline wollte es nicht recht mehr gerathen und sie lernte wol gar spröde gegen mich thun, doch hielt ich mich meiner Sache immer gewiß. Wir schrieben uns den Winter nicht ohne Bedeutung; dann wurde ich nach Heidelberg berufen; ehe ich reiste war ich länger in Alstedt, aber ich erklärte mich nicht. Sobald ich aber in Heidelberg warm geworden war, schrieb ich an die Mutter und hielt um Karolinens Hand an noch im Sommer 1805; nach kurzer Zeit erhielt ich ihre und der Aeltern Zusage."

Von Karolinens heitern mädchenhaften Briefen aus den frühern Jahren sind noch Bruchstücke da, schon darin manches nach Fries' Ausdrücke „nicht ohne Bedeutung“. Ein Blatt aus dem Jahre 1803 endigt: „Vater und Mutter lassen Sie, wie wir alle, recht sehr bitten, Ostern ja zu uns zu kommen; das Orangeriesäß können Sie nur schicken, wir wollen einen Baum, wenn es auch kein selbst ersungener ist, hineinsetzen, Sie können sich dann ein Hättchen darunter bauen und bei uns bleiben.“ Fries hatte sich selbst zuerst so ausgedrückt. In einem andern Briefe, als wär' es in Ahnung ihres eigenen frühen Todes, hat sie ihm, „weil es Ihren Beifall hatte“, das ganze Lied „Gräber, grabe mir ein Grab“ abgeschrieben. Kurz vor seiner Abreise nach Heidelberg schreibt sie ihm noch nach Jena am 2. Mai 1805: „Verzeihen Sie, lieber Fries, daß auch ich es wage noch einmal Ihnen zu schreiben, der Vater sagte wir sollten alle noch einmal schreiben und Abschied von Ihnen nehmen, ach ist doch der einzige Tag schon so sehr lang gewesen, an dem Sie nicht da waren, und nun so lange lange Zeit, wo Sie nicht wiederkommen, vielleicht gar nicht wiederkommen. Leben Sie wohl, lieber Fries, und denken Sie so oft an uns als immer an Sie denkt und denken wird Karoline Erdmann.“ Daneben (die Briefe kreuzen sich) sendet er ihr zum Abschied Blumen und Musikalien und schließt den Brief: „Und was habe ich Ihnen weiter zu sagen? Viel, sehr viel! Ja gewiß ist es eine lange lange Zeit, wo ich nicht wiederkomme. Aber nicht wahr? Sie schreiben mir noch mehr als einmal, und dann antworte ich gleich von

Heidelberg, und Sie — Doch Nein, nur jetzt noch zwei Zeilen, um das andere will ich Sie nachher schon bitten.“ Und hierauf schreibt sie sogleich noch einmal: „Lieber Freund, eben kommt uns ganz unerwartet ein Bote von Ihnen mit allen den schönen Sachen; wir glaubten Sie wären lange schon in Heidelberg und sind noch immer in Jena? Ich danke Ihnen recht sehr für Ihren Brief und die Noten, es hat mir unbeschreibliche Freude gemacht; nun ich will auch recht fleißig sein, Sie sollen Ihre Freude hören an meinem Zitherspiel, wenn Sie wiederkommen; ich will auch keine andern lernen als die Sie mir schickten. Nächstens schicke ich Ihnen was ich versprach, Sie müssen uns aber doch erst schreiben, sonst weiß ich nicht wo ich mich hin zu wenden habe. Es lassen Ihnen alle im Hause eine recht glückliche Reise wünschen. Nun leben Sie recht wohl, vergessen Sie mich nicht, und glauben Sie, daß ich es zu schätzen weiß, mich nennen zu dürfen Ihre Karoline Erdmann.“
